

www.e-rara.ch

Lesebuch für das fünfte Schuljahr der Primarschulen des Kantons St. Gallen

Kanton Sankt Gallen

Rorschach, 1917

Stiftung Pestalozzianum

Shelf Mark: LA 1372

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-90181>

Geschichtskunde.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Geschichtskunde.

Der Bund der drei Waldstätte.



Warum die drei Länder einen Bund schlossen. Alljährlich am Abend des ersten August erschallen in allen Dörfern und Städten unseres Vaterlandes eine Viertelstunde lang die Kirchenglocken. Das ist das Bundesläuten. Es erinnert uns daran, dass vor mehr als sechshundert Jahren, am 1. August 1291, der Schweizerbund geschlossen worden ist. An diesem Tage

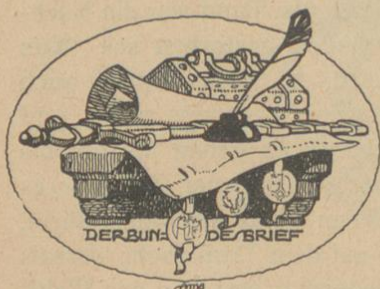
nämlich kamen die Talammänner von Uri, Schwyz und Unterwalden heimlich zusammen, um miteinander zu beraten, wie sie ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen ihre Feinde sicher schützen und schirmen könnten.

Es war eine böse Zeit. Aus Deutschland war die Nachricht gekommen, dass Kaiser Rudolf gestorben sei. Nun hatte das grosse deutsche Reich, zu dem damals auch die drei Waldstätte gehörten, kein Oberhaupt mehr, und niemand konnte wissen, wie lange es gehen werde, bis ein neuer Kaiser den Tron besteige. In jener Zeit war es eben anders als heutzutage. Wenn heute ein Kaiser stirbt, so folgt ihm sein ältester Sohn auf dem Tron nach; damals aber musste der neue Kaiser jedesmal erst von den Wahlfürsten gewählt werden, und da ging es manchmal recht lange, bis sie einig wurden. In der kaiserlosen Zwischenzeit aber herrschte nicht überall im Reiche Friede und

Ordnung. Die grossen Grafen und Herzoge benutzten die Gelegenheit, um Eroberungen zu machen, und die freien Städte und kleinen Länder waren nicht sicher vor deren Gewalttaten.

Auch die freien Bauern in den Waldstätten mussten vor den adeligen Herren in und ausser dem Lande auf der Hut sein, ganz besonders vor den Habsburgern. Diese waren damals die mächtigsten Herren in unserm Lande. Überdies gehörte ihnen auch das Herzogtum Österreich, und stets waren sie darauf bedacht, noch mehr Städte und Länder zu erwerben. Gerne hätten sie auch die Täler am Vierwaldstättersee unter ihre Herrschaft gebracht. Das wussten die Landleute wohl, und sie fürchteten nicht ohne Grund, die Habsburger möchten in der kaiserlosen Zeit über sie herfallen und sie zwingen, habsburgisch zu werden. Dem wollten sie vorbeugen, und deshalb eben kamen die Talamänner am 1. August 1291 zusammen und schlossen miteinander einen Bund.

Was in dem Bundesbriefe stand. Was die Männer aus den Waldstätten an jenem Tage verabredeten, das liessen sie von einem schriftkundigen Manne auf ein Stück Pergament schreiben und bestätigten es mit einem



feierlichen Eide. Dieses Schriftstück ist gleichsam der Geburtsschein der Schweizerfreiheit. Es wird heute noch auf dem Rathaus in Schwyz als ein kostbarer Schatz aufbewahrt und lautet in der Hauptsache also:

Im Namen Gottes, Amen! In Anbetracht der bösen Zeit und um uns und das Unserige besser zu schützen, haben wir unsern uralten Bund mit einem heiligen Eide

erneuert. Wir haben uns in guten Treuen gelobt, einander zu Hilfe zu kommen, wenn eines der drei Länder von einem Feinde angegriffen oder ihm sonst Schaden zugefügt wird. Ferner sind wir übereingekommen, dass wir in unsern Tälern keine fremden Vögte dulden, sondern selber für gute Ordnung sorgen und die Übeltäter bestrafen wollen. Und sollte unter den Ländern ein Zerwürfnis entstehen, so sollen die einsichtigsten Männer zusammenkommen und den Streit schlichten. Das alles soll mit Gottes Hilfe ewig gehalten werden.

Die Schlacht am Morgarten. Obwohl die Talammänner den Bund geheim hielten, kamen die Habsburger doch dahinter. Und sie wurden böse und sagten: Wir wollen den Bauern schon den Meister zeigen. Da mussten die Landleute sich auf einen Krieg mit den Habsburgern gefasst machen. Er wurde lange hinausgeschoben, aber im Spätherbst des Jahres 1315 brach er plötzlich aus.

Herzog Leopold rüstete ein grosses Heer und sammelte es bei der Stadt Zug. Von da aus wollte er ins Ländchen Schwyz eindringen. Die Männer in den Waldstätten rüsteten sich auch. Sie versperrten alle Zugänge des Landes mit Felsblöcken und Baumstämmen und hielten Tag und Nacht Wache. Sie meinten zuerst, dass der Feind bei Arth ins Land eindringen werde und hatten darum dort die stärkste Landwehr errichtet. Aber da flog eines Tages ein Pfeil über die Letzimauer; daran war ein Zettel befestigt, und darauf standen die Worte geschrieben: Hütet euch auf St. Othmarstag am Morgarten! Nun wussten die Bergleute, wo sie den Feind zu erwarten hatten, und sie besetzten in aller Stille die Anhöhen über dem Engpass am Morgarten.

In der Morgenfrühe des 15. November führte Herzog Leopold sein Heer dem rechten Ufer des Ägerisees entlang gegen den Morgarten. Er war so siegesgewiss, dass

er nicht einmal Späher voraussandte. Sorglos, wie wenn es zur Jagd ginge, zog die Mannschaft dahin: Die Ritter zu Pferde voraus, das Fussvolk hintendrein. Die Spitze des Zuges hatte schon das obere Ende des Sees erreicht, und immer noch war vom Feinde weit und breit nichts zu sehen. Plötzlich aber wurde das Ritterheer mit einem Steinhagel überschüttet, und Baumstämme stürzten von der Höhe herab und schmetterten Ross und Reiter zu



Die Schlacht am Morgarten.

Boden. Und bevor die Ritter recht wussten, woher das kam, stürzten die Eidgenossen die Halde herunter und aus dem Engpass hervor und hieben mit ihren Hellebarden und Streitäxten erbarmungslos auf die Feinde ein. Diese konnten auf dem schmalen Weg zwischen Berg und See weder die Kampfordnung herstellen, noch den Todesstreichen der Eidgenossen ausweichen. Sie waren wie in einer Falle gefangen und wurden fast alle niedergemacht. Einige sprangen vor Schrecken in den See und fanden den Tod

in den Fluten. Das Fussvolk aber liess die Herren im Stich und entfloh. Nur mit knapper Not konnte auch der Herzog enttrinnen.

Am selben Tag drang noch ein zweites, aber kleineres österreichisches Heer vom Berner Oberland her raubend und plündernd ins Ländchen Obwalden ein. Als aber der Anführer die Niederlage des Herzogs am Morgarten erfuhr, führte er es schnell wieder zum Lande hinaus.

Der Bundesschwur zu Brunnen. Die Schlacht am Morgarten war gleichsam die Bluttaufe des Schweizerbundes. Drei Wochen später kamen die Talamänner aus den drei Ländern wieder zusammen und zwar in Brunnen am See. Diesmal aber waren sie nicht mehr allein, sondern jeder brachte noch viele Männer mit, und sie beschworen offen und unter freiem Himmel den Bund von 1291 aufs neue. Mit der Herrschaft der Habsburger über die Täler am Vierwaldstättersee war es für immer vorbei. Die Eidgenossen hatten keinen Herrn mehr über sich als nur den Kaiser.

Luzern tritt in den Bund.

Vom Ursprung der Stadt Luzern. Wo heute die Stadt Luzern steht, war ursprünglich ein kleines Fischerdorf. Später kamen einige Mönche — aber nicht wie Kolumban und Gallus aus dem fernen Irland, sondern aus dem Kloster Murbach im Elsass — und gründeten ein Kloster. Mit der Zeit wurde aus dem Fischerdorf eine Stadt, die wie St. Gallen von einer Ringmauer und vielen Türmen umschlossen war. Und als später der Gotthardpass gangbar geworden, da wurde Luzern ein wichtiger Handelsplatz; denn da mussten die Waren aus Deutschland und Italien von den Saumtieren auf die Schiffe oder

umgekehrt, von den Schiffen auf die Saumtiere geladen werden. Das brachte viel Verkehr und Verdienst in die Stadt.

Die Stadt war jedoch nicht frei. Wie St. Gallen unter dem Abte des Gallusklosters, so stand Luzern unter dem Abte



Ein Warenzug über den Gotthard.

von Murbach. Nach und nach aber erlangte die Bürgerschaft mancherlei Rechte und Freiheiten, und Luzern war auf dem besten Wege, eine freie Stadt zu werden und keinen andern Herrn über sich zu haben als nur den Kaiser.

Wie Luzern österreichisch wurde. Da machte ein unerwartetes Ereignis den Luzernern einen dicken Strich durch die Rechnung. Dem Abte von Murbach war die Stadt, die so weit entfernt war, verleidet, und er verkaufte sie an die Herzoge von Österreich, gerade wie ein Bauer einen Acker verkauft, der ihm zu weit abseits liegt. Das geschah wenige Monate vor der Gründung des Schwei-

zerbundes im Jahre 1291. Den Luzernern war dieser Herrschaftswechsel nicht recht; denn sie kamen von einem milden Herrn unter einen strengen. Da durften sie nicht mehr daran denken, noch mehr Rechte und Freiheiten zu erhalten; sie mussten froh sein, wenn ihnen die österreichischen Herzoge die bisherigen nicht nahmen. So war nun Luzern eine österreichische Stadt und musste den Herzogen von Österreich in allen Fehden Kriegsdienste leisten; so auch in der Schlacht am Morgarten, in der viele Luzerner ums Leben kamen.

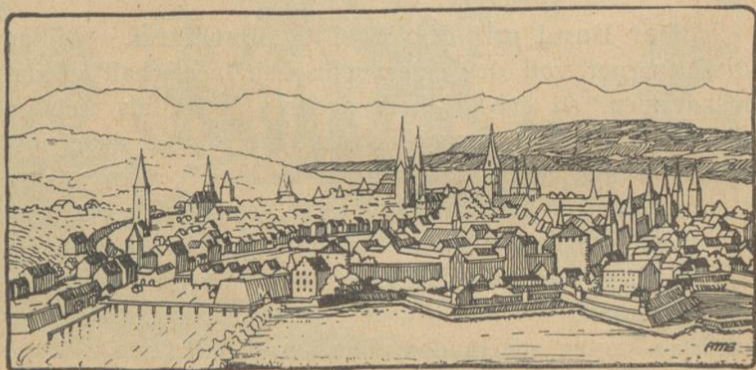
Der Bund mit den drei Waldstätten. Wollten die Luzerner von der österreichischen Herrschaft wieder loskommen, so gab es kein anderes Mittel, als sich an die drei Waldstätte anzuschliessen. Sie sandten daher insgeheim Boten an die Landammänner in Uri, Schwyz und Unterwalden, um anzufragen, ob diese gewillt seien, mit ihnen ein Bündnis einzugehen. Denen kam die Anfrage gelegen. Sie wussten, dass die Herzoge von Österreich nochmals einen Versuch machen würden, ihre Länder zu erobern, und sie sagten zueinander: Der Kampf mit Österreich ist noch nicht ausgefochten; früher oder später wird es zu einem neuen Krieg kommen; da ist es gut, wenn wir Bundesgenossen haben. Und da war ihnen die Stadt Luzern gerade recht; denn sie lag ja auch am Vierwaldstättersee und stand von altersher mit ihnen im Verkehr.

So kam es denn im Jahre 1332 zu einem Bündnis zwischen den Bürgern von Luzern und den Landleuten von Uri, Schwyz und Unterwalden. Es wurde wieder ein Bundesbrief aufgesetzt; er lautete ähnlich wie der von 1291. Die Bundesgenossen gelobten, einander in jeder Not und Gefahr getreulich beizustehen, und sie bekräftigten es mit einem feierlichen Eide.

Aber die Luzerner waren noch nicht am Ziel. Die Herzoge von Österreich gaben die Stadt nicht frei, sondern

zwangen sie, unter ihrer Herrschaft zu bleiben. Da mussten die Luzerner sich fügen. Den Bundesbrief jedoch gaben sie nicht heraus, und im Herzen blieben sie gut eidgenössisch gesinnt. Sie mussten sich auch nicht mehr lange gedulden. Fünfzig Jahre später wurden sie durch den Sieg bei Sempach ganz und für immer von der österreichischen Herrschaft befreit.

Zürich tritt in den Bund.



Die Reichsstadt Zürich.

Die Reichsstadt Zürich. Zürich ist eine der ältesten Städte unseres Landes, viel älter als Luzern und St. Gallen. Es war schon eine Ortschaft, als die Glaubensboten Kolumban und Gallus in unsere Gegend kamen und wurde früh mit Mauern und Türmen befestigt. Und als im Jahre 1291 die Männer in den Waldstätten den ewigen Bund schlossen, da war Zürich schon eine freie Reichsstadt, die von einem selbstgewählten Rat regiert wurde und zu den angesehensten und wohlhabendsten im deutschen Reiche gehörte.

Die Handwerkerzünfte. In der freien Stadt Zürich hatten nicht alle Bürger gleichviel Rechte. Die Adligen

und die Kaufleute hatten deren mehr als die Handwerker und Krämer. So hatten z. B. nur sie das Recht, im Rate zu sitzen und die Stadt zu regieren; die andern Bürger waren weder wählbar, noch durften sie wählen. In den Pflichten aber war kein Unterschied zwischen reich und arm. Die Leute aus den untern Ständen mussten gerade so Abgaben entrichten und Kriegsdienste leisten wie die aus den obern. Das liessen sie sich lange gefallen; sie meinten, es müsse so sein.

Mit der Zeit aber wurde es anders. Wie sich heutzutage die Handwerker zu Fachvereinen zusammen tun, so taten sie sich damals zu Zünften zusammen. So bildeten die Zimmerleute und Schreiner eine Zunft, die Schmiede und Schwertfeger eine zweite, die Gerber und Pergamenter eine dritte, die Weber und Bleicher eine vierte, die Schneider und Kürschner eine fünfte, die Schuhmacher eine sechste, die Metzger eine siebente u. s. w. Eine jede der dreizehn Zünfte hatte einen Obmann oder Zunftmeister. Diese sorgten dafür, dass die Handwerker gute Arbeit lieferten und die Kunden nicht überforderten.

Durch diesen Zusammenschluss aber suchte der Handwerkerstand noch etwas anderes zu erreichen, nämlich die Gleichstellung mit den andern Ständen. Deshalb traten eines Tages die Zunftmeister vor die Räte und sagten: Es ist nicht recht, dass wir Handwerker und Krämer wie die andern Bürger Abgaben entrichten und im Kriege Gut und Blut hergeben müssen, aber zur Regierung der Stadt gar nichts sagen dürfen. Lasst uns darum bei den Wahlen auch mitstimmen und gebt auch uns eine Vertretung im Rate der Stadt! Aber die Räte waren nicht gewillt, diesem Gesuche zu entsprechen. Sie wiesen die Zunftmeister ab und sagten: Die Handwerker sollen bei ihrem Handwerk bleiben; sie verstehen doch nichts vom Regieren.

Der Ritter Rudolf Brun. Da kam ein Mann aus einem vornehmen Geschlecht den Zünften zu Hilfe; das war der Ritter Rudolf Brun. Er und viele seiner Standesgenossen waren mit den Stadtregenten auch nicht zufrieden. Sie zogen die Zunftmeister ins Vertrauen und verabredeten mit ihnen, der Herrschaft des Rates ein Ende zu machen. Sie wiegelten die Bürger auf und drangen an der Spitze eines Volkshaufens ins Rathaus ein, um die verhassten Rats Herrn daraus zu vertreiben. Aber sie fanden die Ratsstube leer. Durch den Lärm auf der Gasse aufgeschreckt, waren die Räte noch rechtzeitig zur hintern Türe hinausgesprungen und hatten sich in den nächsten Häusern versteckt. Am folgenden Tage rief Brun die Bürgerschaft zusammen, und nun wurde über die Amtsführung der Räte Gericht gehalten. Alle, die sich etwas hatten zu schulden kommen lassen, wurden abgesetzt und andere an ihre Stelle gewählt. In dem neuen Rat bekamen auch die Zunftmeister Sitz und Stimme. Die Handwerkerpartei konnte zufrieden sein; sie hatte erreicht, was sie wollte. Aber auch Rudolf Brun gelangte ans Ziel seiner Wünsche. Er wurde zum Bürgermeister gewählt, und die Bürger schwuren ihm wie einem Fürsten Gehorsam und Treue; er war, so lange er lebte, der Regent der Stadt. Das geschah im Jahre 1336.

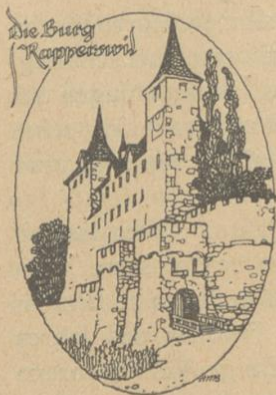
Die Mordnacht. Unter der Regierung des neuen Bürgermeisters nahm Zürichs Ansehen und Wohlstand sichtbar zu. Darüber freute sich die Bürgerschaft und hielt Rudolf Brun in hohen Ehren. Die alten Räte aber konnten ihre Absetzung nicht verwinden und hassten den neuen Bürgermeister bis in den Tod. Um seine Herrschaft sicher zu stellen, hatte Brun zwölf von den alten Räten aus der Stadt verbannt. Diese waren mit ihren Anhängern zum Grafen von Rapperswil gezogen und fügten von dort aus ihrer Vaterstadt viel Schaden zu. Sie über-

fielen zürcherische Kaufleute oder nahmen zürcherische Warenschiffe weg. Die Zürcher blieben ihnen nichts schuldig. Wenn sie einen von ihnen erwischten, so erschlugen sie ihn, und um auch den Grafen von Rapperswil für seine Mithilfe zu strafen, fielen sie wiederholt raubend und plündernd in sein Gebiet ein.

Dieser Kleinkrieg dauerte viele Jahre. Dann fassten die Verbannten einen bösen Plan. Sie beschlossen, Brun auf gewaltsame Weise zu beseitigen und zettelten zu diesem Zwecke eine Verschwörung an. Im Februar des Jahres 1350 schritten sie zur Ausführung. Einige Verschworene kamen, angeblich Geschäfte halber, in die Stadt geritten. Beim Zunachten liess ein bestochener Torwächter noch viele andere herein, die sich unauffällig in die Häuser der Mitverschworenen schlichen. Um Mitternacht wollten sie dann hervorbrechen, über Brun und seine Anhänger herfallen und sie niedermachen, dann schnell die Tore öffnen, die draussen wartenden Kriegsknechte hereinlassen und die Stadt in ihre Gewalt bringen.

Aber es kam anders. Brun war gewarnt worden und hatte in aller Stille die Zünfte aufgeboten. Als die Verschworenen auf die Gasse traten und auf das Rathaus marschierten, ertönte plötzlich die Sturmglocke. Bewaffnet eilten von allen Seiten die Bürger herbei, und nun kam es zu einem blutigen Kampf. Die Verschworenen wurden überwältigt, viele erschlagen und die andern gefangen genommen. Von diesen wurden noch dreissig am folgenden Tage mit dem Schwerte hingerichtet.

Der Rachezug gegen den Grafen von Rapperswil. Auch der Graf von Rapperswil musste es büssen, dass er an der Verschwörung teilgenommen hatte. Brun zog mit seinen Zürchern nach Rapperswil und belagerte die Stadt. Nach drei Tagen schon musste sie sich ergeben, und nun gings den Rapperswilern schlecht. Stadt und



Schloss wurden dem Erdboden gleich gemacht, die Bewohner mitten im Winter aufs freie Feld getrieben und die angesehensten Bürger als Gefangene nach Zürich geführt.

Diese Rache tat hatte für Zürich eine böse Folge. Der Graf von Rapperswil war ein Vetter der Herzoge von Österreich und rief sie um Hilfe an. Da bekam es Zürich mit Österreich zu tun, und ein Krieg mit diesem mächtigen Feinde stand ihm bevor.

Der Bund mit den Eidgenossen. In dieser Gefahr sah sich Brun nach Bundesgenossen um. Aber wo sie finden? Der Adel und die Städte ringsum hielten es mit dem Grafen von Rapperswil und den Herzogen von Österreich. Da dachte Brun an die Eidgenossen, und er sagte zu den Räten: Die Eidgenossen haben vor sechs- und dreissig Jahren bei Morgarten das stolze Ritterheer des Herzogs Leopold besiegt; wenn die uns beistehen, so brauchen wir uns vor Österreich nicht zu fürchten. Da schickte der Rat Boten in die Waldstätte und in die Stadt Luzern und trug den Eidgenossen ein Bündnis an. Die Leute in den drei Ländern und die Bürger von Luzern schlugen mit Freuden in die dargebotene Hand ein; ihnen war die angesehene Reichsstadt ein willkommener Bundesgenosse. So kam das Bündnis schnell zu stande und wurde wie die andern feierlich beschworen. Das geschah im Jahre 1351.

Glarus und Zug werden eidgenössisch.

Der zweite grosse Krieg gegen Österreich.
Die Männer in den Waldstätten bekamen bald genug Ge-

legenheit, ihrem neuen Bundesgenossen die geschworene Treue zu halten. Noch im Spätsommer 1351 ging der Krieg mit Österreich los und dauerte vier volle Jahre. Er wurde auf beiden Seiten mit grosser Erbitterung geführt. Zu einer grossen Schlacht wie bei Morgarten kam es zwar nicht; aber die Kriegsparteien fügten einander durch Raub und Verwüstungszüge viel Schaden zu. Dreimal erschien ein österreichisches Heer vor Zürich und belagerte die Stadt. Doch jedesmal musste es unverrichteter Dinge wieder abziehen. Hierauf gingen die Eidgenossen zum Angriff über und nahmen den Österreichern das Ländchen Glarus und das Städtchen Zug weg.



Das Ländchen Glarus. Von altersher gehörte das Tal der Linth dem Frauenkloster Säkingen am Rhein; aber die Bewohner erfreuten sich mancher Rechte und Freiheiten. Die Äbtissin setzte nie fremde Vögte, sondern immer Glarner als Amtsleute ein, und sie selbst kam nur alle vier Jahre ins Land, um sich huldigen zu lassen. Die Glarner

fühlten sich wohl unter ihrem milden Regiment; sie entrichteten willig die pflichtigen Abgaben und wünschten nur, dass sie nie unter eine andere Herrschaft kommen möchten.

Aber gerade das geschah. Ungefähr um die gleiche Zeit, da Luzern österreichisch wurde, bekamen auch die Glarner die Habsburger auf den Hals. Die Äbtissin übertrug die Verwaltung des Ländchens den Herzogen von Österreich. Das war den Glarnern nicht recht; denn nun standen sie in Gefahr, österreichisch zu werden. Allein sie konnten nichts dagegen tun; die Abmachung zwischen der Äbtissin und den Herzogen von Österreich war voll-

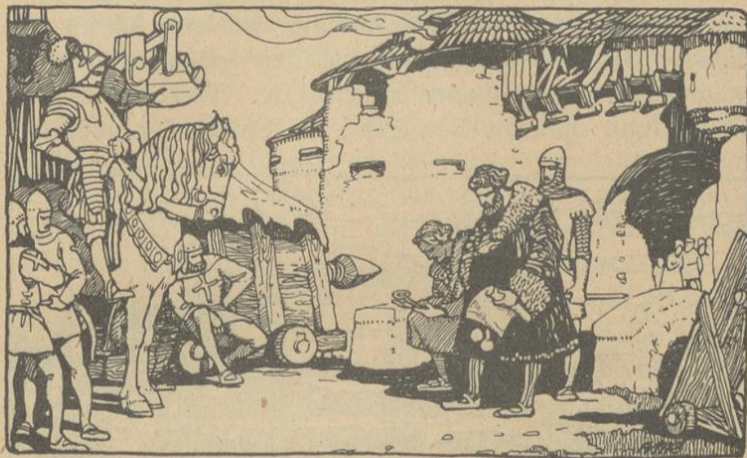
ständig in Ordnung. Im stillen aber passten sie doch auf eine Gelegenheit, von der österreichischen Herrschaft wieder loszukommen. Und als sie hörten, dass die Waldstätte die Stadt Luzern in den Bund aufgenommen hatten, dachten sie: O könnten auch wir eidgenössisch werden!

Den Eidgenossen war es auch nicht recht, dass das Tal der Linth in die Hände der Herzoge von Österreich geraten war. Darum drangen sie im Herbst 1351 ins Glarnerland ein und nahmen es den Österreichern weg. Die Eroberung machte ihnen nicht viel Mühe. Die Glarner liessen sich gerne erobern, ja sie halfen den Eidgenossen noch, die österreichischen Amtsleute zu vertreiben. Und als im Jahre darauf ein österreichischer Obervogt mit einer grossen Kriegsschar in ihr Tal einfiel und es wieder besetzen wollte, da jagten sie ihn zum Lande hinaus. Die Eidgenossen freuten sich über diese Waffentat und nahmen die Glarner in ihren Bund auf. Das geschah im Jahre 1352.

Die Stadt Zug. Die Stadt Zug und die dazu gehörende Landschaft standen von jeher unter der Herrschaft der Habsburger, und die Zuger waren stets gut österreichisch gesinnt. Die Stadt war sogar eine österreichische Festung und darum für die Waldstätte doppelt gefährlich. Hier hatte Herzog Leopold das Heer gesammelt, mit dem er in die Schlacht am Morgarten zog.

Ganz besonders aber lag die Stadt den Eidgenossen seit dem Abschluss des Zürcherbundes im Wege; denn nun stand sie wie ein vorgeschobener Riegel zwischen den Waldstätten und der Stadt Zürich. Daher zogen die Eidgenossen, gleich nachdem sie Glarus in den Bund aufgenommen hatten, auch gegen Zug. Die Landschaft ergab sich ihnen sofort; die Stadt aber leistete zwei Wochen lang tapfern Widerstand. Als aber der Herzog den Zugern nicht zu Hilfe kam, da übergaben sie die Stadt, und zum Danke dafür wurden sie von den Eidgenossen in den

Bund aufgenommen. So sind Glarus und Zug in demselben Jahre eidgenössisch geworden.



Die Zuger übergeben die Stadt.

Bern tritt in den Bund.

Wie die Stadt Bern gegründet wurde. Bern ist nicht wie St. Gallen und Luzern um ein Kloster herum entstanden, auch nicht wie Zürich nach und nach eine Stadt geworden, sondern es ist gleichsam schon als Stadt auf die Welt gekommen und zwar gerade hundert Jahre vor der Stiftung des ewigen Bundes der drei Waldstätte.

Der Gründer war Herzog Berchtold V. von Zähringen. Die Zähringer waren damals ein mächtiges Herrengeschlecht und besaßen namentlich im Westen unseres Landes viele Städte, Dörfer und Burgen. Dieser Herzog Berchtold fragte eines Tages seine Jägermeister, ob sie nicht einen guten Platz wüssten, auf dem er eine feste Stadt bauen könnte. Da zeigten sie ihm eine Halbinsel an der Aare. Der Herzog fand den Platz passend und gab einem Dienst-

mann den Auftrag, die Stadt abzumessen. Der steckte sie gleich doppelt so gross ab, als ihm der Herzog befohlen hatte. Darüber zu Rede gestellt, gab er die Antwort, er sei sicher, dass der Platz in wenigen Jahren mit Häusern bedeckt sein werde; was dann noch fehle, wolle er auf seine Kosten bauen lassen. Der Herzog war zufrieden und sprach: Nun muss die Stadt aber noch ein



Die Stadt Bern.

Wappentier haben. Und da gerade ein Bär über den Weg lief, da sagte der Herzog: Die Stadt soll einen Bären im Wappen führen.

Die Voraussage des Dienstmannes ging in Erfüllung. Die Stadt bevölkerte sich rasch. Es kamen Handwerker und Handelsleute und liessen sich nieder; ja selbst Adelige bauten sich Häuser in der Stadt und wurden Bürger von Bern. So lange der Herzog Berchtold lebte, gehörte die Stadt den Zähringern. Er war aber der letzte seines Geschlechts; nach seinem Tode wurde Bern eine freie Reichsstadt wie Zürich.

Die Schlacht bei Laupen. Die junge Reichsstadt hatte viele Feinde. Die Burgherren weit um Bern herum wollten die Stadt nicht aufkommen lassen und taten sich zu einem Bunde zusammen, um sie zu vernichten. Ihr Untergang war für viele Leute schon eine ausgemachte Sache, und wenn sie einen Berner sahen, riefen sie ihm spottend zu: Bist du vo Bern, so duck dich! In ihrer Not wandten sich die Berner an die mit ihnen von altersher befreundete Stadt Solothurn; sie schickten auch Boten in die Waldstätte und baten um Hilfe. Sie taten es nicht umsonst; von allen diesen Orten erhielten sie Zuzug.

Am 21. Juni des Jahres 1339 kam es beim Städtchen Laupen zu einer Schlacht. Lange standen die beiden Heere einander gegenüber; keines wollte zuerst angreifen. Erst um die Vesperzeit garieten sie aneinander. Es entbrannte ein heisser Kampf. Als aber die Sonne unterging, hatten die Berner den Sieg gewonnen. Was die Schlacht am Morgarten für die Waldstätte, das war die Schlacht bei Laupen für die Stadt Bern.

Der Bund mit den drei Waldstätten. Mit der Schlacht von Laupen war der Krieg noch nicht zu Ende. Der Adel war den Bernern jetzt erst recht aufsässig, und die Feindseligkeiten dauerten noch ein ganzes Jahr. Endlich aber schloss man Frieden. Das Ansehen Berns war jetzt so gross, dass selbst die Herzoge von Österreich mit der Stadt ein Bündnis schlossen. In diesem Bündnis war ausgemacht worden, dass man sich in einem Kriege gegenseitig Hilfe leisten wolle. Infolgedessen standen im zweiten grossen Kriege der Eidgenossen gegen Österreich die Berner auf der österreichischen Seite und halfen dem Herzog die Stadt Zürich belagern. Das nahmen ihnen die Männer aus den Waldstätten übel, und sie liessen ihnen sagen: Ist das der Lohn für unsere Hilfe bei Laupen? Ihr könnt es nicht mit uns und zugleich mit den Herzogen

von Österreich halten. Entscheidet euch darum, ob ihr lieber uns oder die Österreicher zu Freunden haben wollt. Da entschieden sich die Berner für die Waldstätte, die sich in der Laupenerschlacht als Freunde in der Not bewährt hatten. Und als das Bündnis mit Österreich abgelaufen war, erneuerten sie es nicht mehr, sondern schlossen mit den drei Waldstätten einen ewigen Bund. Das geschah im Jahre 1353. Damit war der Kreis der Bundesglieder für einmal geschlossen.

Der Sempacher Krieg.

Warum es zum Kriege kam. Etwa dreissig Jahre lang bestand zwischen den Herzogen von Österreich und den Eidgenossen ein leidlicher Friede; dann aber kam es zu einem dritten grossen Kriege zwischen ihnen. Grund genug dazu glaubte jede Partei zu haben.

Die Herzoge von Österreich waren den Eidgenossen feindlich gesinnt, weil diese ihnen fortwährend Untertanen abtrünnig machten, trotzdem beim letzten Friedensschluss ausgemacht worden war, dass sie das nicht tun dürften. Am meisten waren die Herzoge über die Luzerner erbost, die massenhaft österreichische Landleute in das Stadtbürgerrecht aufnahmen, so z. B. alle Einwohner des Städtchens Sempach und alle Leute aus dem Tale Entlebuch.

Und die Eidgenossen waren gegen die Herzoge von Österreich aufgebracht, weil österreichische Amtsleute ganz willkürlich die Weg- und Brückengelder erhöhten oder neue einführten. Besonders die Luzerner beklagten sich über den Vogt zu Rotenburg, der durch hohe Zölle ihren Handel schwer schädigte und ihnen überhaupt zuleide tat, was er nur konnte. Sie hatten sich das lange gefallen lassen. Als aber alle Beschwerden bei der herzoglichen Regierung nichts nützten, da halfen sie sich selbst.

Am letzten Sonntag des Jahres 1385 überfielen sie, während der Vogt, nichts Böses ahnend, mit seinen Leuten in der Kirche weilte, das Städtchen Rotenburg und zerstörten es. Der österreichische Vogt im Aargau blieb ihnen die Antwort auf diese Gewalttat nicht schuldig. Er zog mit aargauischem Kriegsvolk vor die Stadt Luzern und verwüstete deren Umgebung. So begann der Krieg mit gegenseitigen Raubzügen; zugleich aber rüsteten sich

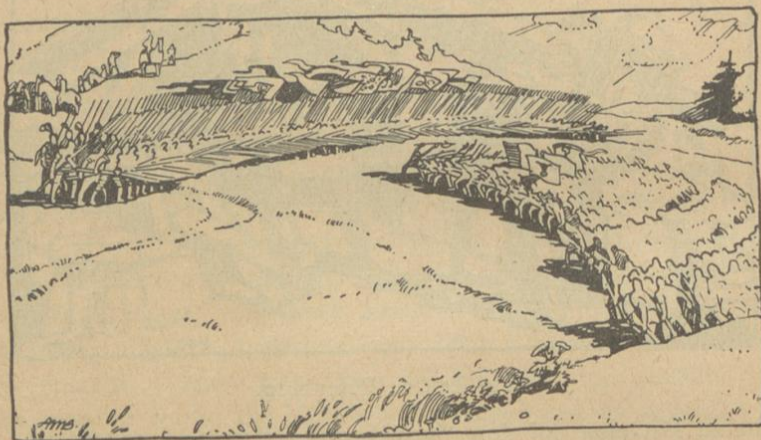


Der Zoll zu Rotenburg.

beide Parteien auf den Hauptkampf. Herzog Leopold III., ein Neffe jenes Leopold, der bei Morgarten geschlagen worden war, sammelte in Brugg ein grosses Heer. Die Ritterschaft aus dem Aargau und dem Thurgau strömte ihm scharenweise zu; da es gegen die verhassten Bauernbündler ging, machten sie gerne mit. Auch aus Österreich und dem Schwabenlande, aus Frankreich und Holland zog Herzog Leopold Reiterei und Fussvolk herbei; ja sogar aus Italien schickte ihm sein Schwager, der Herzog von Mailand, einige hundert Lanzenreiter und Bogenschützen.

Die Schlacht. Die Zürcher vermuteten, die Österreicher würden, wie fünfunddreissig Jahre vorher, zuerst

ihre Stadt belagern, und sie baten deshalb ihre Bundesgenossen in den Waldstätten, ihnen zu Hilfe zu kommen. Diese willfahrten ihrer Bitte und schickten einige hundert Mann nach Zürich. Aber Herzog Leopold hatte einen andern Kriegsplan; er zog mit seinem Heere den Aargau hinauf gegen Luzern. Kaum hatte man in Zürich hievon sichere Kunde erhalten, so kehrten die Bundesgenossen schleunig heim. Dann versammelten sich alle waffenfähigen Männer aus den Waldstätten in Luzern und zogen vereint dem Feinde entgegen.



Die Schlacht bei Sempach.

Beim Meierholz über dem Städtchen Sempach stiessen sie mit dem österreichischen Heere zusammen. Dem Herzog war das Zusammentreffen an diesem Ort nicht recht; denn das Gelände war für einen Kampf zu Pferd nicht günstig; er hätte daher lieber einen andern Kampfplatz gewählt. Die Ritter aber wollten von einem Rückzug nichts wissen; sie meinten, sie würden mit den Bauern schon fertig werden. Sie stiegen von den Pferden und stellten sich in Schlachtordnung auf. In vier langen Reihen stand einer eng neben dem andern, der Hintermann dicht

hinter dem Vordermann, und jeder hielt den langen Spiess vor, so dass die ganze Reihe wie eine eiserne Mauer aussah. So rückten sie gegen die Eidgenossen heran.

Diese hatten sich in einem „Spitz“ aufgestellt: Zuvorderst standen drei, dann fünf, dann sieben Krieger und so fort, sodass jede hintere Reihe ein wenig breiter war als die vordere. Dabei wäre es fast zu einem Streite darüber gekommen, wer sich an die Spitze des Keils stellen dürfe. Erst begehrten die Schwyzer diesen Ehrenplatz. Die Urner aber sagten, er gebühre ihnen; denn sie seien von altersher bei den Kriegszügen vorangezogen. Die Luzerner machten geltend, dass dieser Krieg sie am nächsten angehe, weil er auf ihrem Boden ausgefochten werde; es sei darum nur recht und billig, wenn sie zuvorderst kämpfen. Das gaben die andern zu und überliessen die Spitze den Luzernern. Ehe sie den Kampf begannen, knieten die Eidgenossen zum Gebet nieder und flehten Gottes Beistand herab. Dann erhoben sie sich und liefen mit lautem Kriegsruf gegen den Feind. Allein mit ihren kurzen Hellebarden und Streitäxten konnten sie nicht an die Ritter herankommen. Sie lösten daher den Keil auf. Die Männer aus den hintern Reihen sprangen hervor und suchten bald hier, bald dort in den Speerwall einzubrechen; aber die Ritter standen fest und wankten nicht. Da rief ein Urner: Schlagt auf die Spiesse; sie sind hohl! Der Rat wurde befolgt; die Eidgenossen hämmerten mit ihren Streitäxten auf die Schäfte ein, und bald lagen ganze Haufen Speersplitter am Boden. Aber es half nichts; denn für jeden zerschlagenen Spiess wurde gleich wieder ein anderer aus den hintern Reihen vorgestreckt. Die Eidgenossen waren böß daran. Schon lagen viele von ihnen erstochen im Blute, und Schritt für Schritt rückte die eiserne Mauer vor und drohte, sie zu umschliessen; wenn es nicht bald gelang, die Mauer zu durchbrechen, so waren sie verloren. Jetzt wurde es auch den tapfersten Männern

heiss ums Herz; sie schlugen mit verdoppelter Kraft auf die Speerschäfte ein und schrien einander zu: Eine Gasse, eine Gasse! Da drängte sich ein Unterwaldner, Arnold Winkelried, hervor und rief: Eidgenossen! Ich will euch eine Gasse machen! Sorget für mein Weib und Kind! Hierauf sprang er an die Speerreihe heran, packte soviel Spiesse, als er mit beiden Armen umfassen konnte und drückte sie im Falle zu Boden. Einen Augenblick gab es in der Spiessreihe eine Lücke. Blitzschnell sprangen die Vordersten hinein und hieben mit ihren kurzen Schlagwaffen fürchterlich auf die Feinde los. Jetzt waren die Ritter im Nachteil; denn nun konnten sie ihre langen Speere nicht mehr gebrauchen und zum Kampf mit dem Schwerte war ihnen der Eisenpanzer nur hinderlich. In der Not riefen sie nach den Pferden; aber die Knechte waren auf ihnen geflohen. In den schweren Rüstungen konnten die Ritter nicht fliehen; sie wurden fast alle erschlagen.

Unter den Toten lag auch der Herzog Leopold. Beim Beginne der Schlacht hatte er sich mit den Anführern hinter die vierfache Reihe der Ritter gestellt und vom Pferde herab den Kampf geleitet. Als er dann aber seinen Bannerträger fallen sah, da sprang er vom Pferde und stürzte sich auch ins Kampfgewühl. Umsonst hatten die Seinen ihn zurückzuhalten versucht. Er hatte sie abgewehrt und gesagt: Ich will mit den Meinen siegen oder sterben. Besser ein Tod

in Ehren als ein Leben in Schande! Dieser Spruch ging an ihm in Erfüllung. Er fand einen ehrenvollen Tod; er fiel, tapfer kämpfend, mit den Seinen. Das geschah am 7. Juli 1386. Es war ein ruhmvoller Tag für die Eidgenossen. Zum Andenken daran erbauten sie auf dem Schlachtfelde



eine Kapelle, und noch heute wird dort jedes Jahr der Sempacher Schlachttag gefeiert.

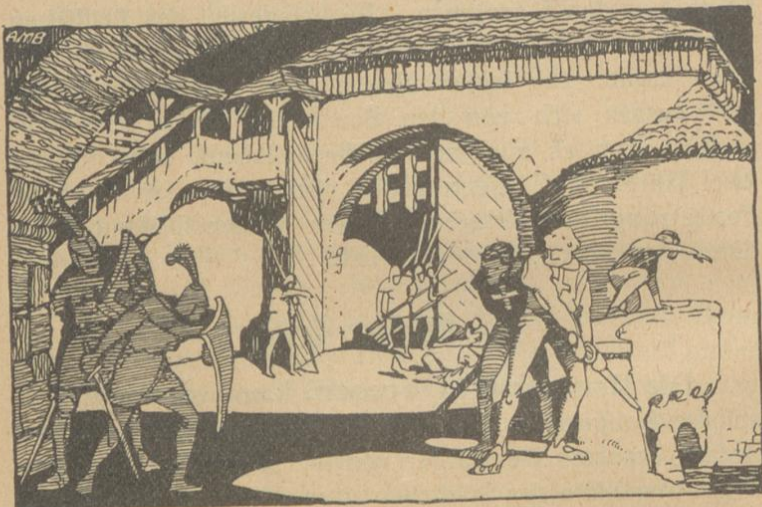
Der böse Friede. Trotz der furchtbaren Niederlage machten die Österreicher nicht Frieden. Auch die Eidgenossen hatten kein Verlangen darnach. Sie zogen im Gegenteil erst recht auf Eroberungen aus und nahmen den Österreichern noch viele Burgen, Städtchen und Dörfer weg. Die Glarner rückten vor das österreichische Städtchen Weesen, das ihnen seit ihrer Verbindung mit den Eidgenossen gerade so im Wege lag, wie seinerzeit die Stadt Zug den Schwyzern. Sie belagerten das Städtchen und setzten ihm so hart zu, dass es sich schon am zweiten Tage ergab. Sie legten vierzig Mann Besatzung hinein und liessen sich von den Bewohnern Treue schwören. Endlich kam es zu einem Waffenstillstand, aber nur auf zwei Jahre. Auf beiden Seiten rüstete man sich auf die Fortsetzung des Krieges. Dieser Waffenstillstand hiess darum im Volk „der böse Friede“.

Der Näfelser Krieg.

Die Mordnacht in Weesen. Kaum war der Waffenstillstand abgelaufen, so ging der Krieg wieder los. Den Anfang machten die Bürger von Weesen. Die herzogliche Regierung hätte das Städtchen gern wieder in ihre Gewalt bekommen und machte deshalb den Weesenern schöne Versprechungen für den Fall, dass sie wieder österreichisch würden. Ein Teil der Bürgerschaft ging darauf ein und verabredete mit dem österreichischen Landvogt des Gasterlandes, die eidgenössische Besatzung zu überrumpeln.

In einer Februarnacht des Jahres 1388 kam der Vogt mit Kriegsvolk vor das Städtchen gezogen. Auf ein gegebenes Zeichen machten die Verschworenen die Torwächter nieder und öffneten die Tore. So gelangten die österreichischen Kriegsknechte ungehindert in das Städtchen. Dann drangen sie in die Häuser, wo Eidgenossen waren und überfielen diese in ihren Betten. Fast alle

wurden getötet, einige aber entkamen; sie sprangen über die Stadtmauer in den See und schwammen ans andere Ufer. Dann liefen sie nach Glarus und meldeten dort, was in Weesen geschehen war. Bald wusste man es im ganzen Land, und überall herrschte die grösste Erbitterung über die Anstifter des Verrates und Trauer um die Opfer der Mordnacht.

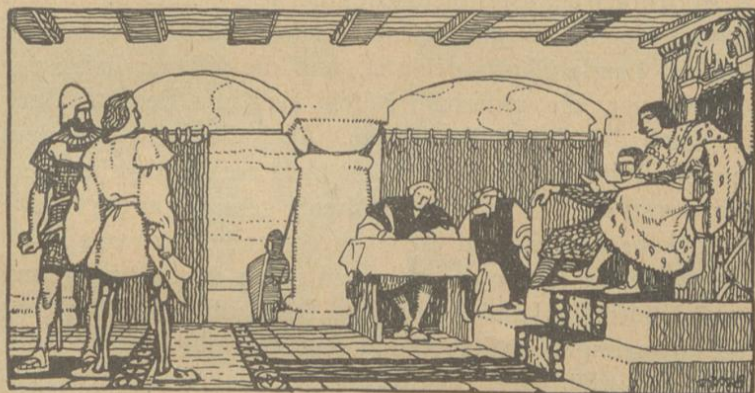


Der Überfall am Stadttor zu Weesen.

Die Not der Glarner. Für die Glarner war die Weesener Mordnacht ein Fingerzeig, dass der nächste Angriff der Österreicher ihnen gelte. In der Tat liess Herzog Albrecht III., der Bruder des bei Sempach gefallenen Leopold, in Weesen ein Heer sammeln, um ins Glarnerland einzufallen. Er selber aber kam nicht ins Land, sondern übertrug die Leitung des Kriegszuges den Grafen von Toggenburg und von Sargans. Deshalb stammte auch der grösste Teil des gesammelten Heeres aus dem Toggenburg, dem Werdenberg und dem Sarganserland;

dazu kamen noch Mannschaften aus dem Thurgau, dem Vorarlberg und aus den Städten Rapperswil und Winterthur.

Den Glarnern wurde es bange; sie konnten den vielen tausend Mann nur achthundert entgegenstellen. Sie sandten darum Boten zu den Eidgenossen und baten um Hilfe. Die Eidgenossen aus den Waldstätten zogen auch sofort aus, um den Glarnern zu helfen. Aber unterwegs wurden sie andern Sinnes. Sie meinten, die Gefahr für die Glarner sei nicht so gross, und die Österreicher könnten ihren



Glärner Boten vor den österreichischen Räten.

Angriffsplan ändern. Sie kehrten heim und liessen die Glärner im Stich.

In dieser Not suchten sich die Glärner mit dem Herzog zu vergleichen. Sie sandten Boten zu der österreichischen Regierung und fragten an, um welchen Preis der Herzog mit ihnen Frieden machen würde. Aber die österreichischen Räte stellten ihnen gar harte Bedingungen. Die Glärner sollten unter die österreichische Herrschaft zurückkehren, auf ihre bisherigen Rechte und Freiheiten verzichten und dem Bündnis mit den Eidgenossen für ewige Zeiten entsagen. Darauf wollten die Glärner nicht

eingehen. Sie sagten: Lieber wollen wir es auf den Kampf ankommen lassen, als uns zu so harten Bedingungen unterwerfen; denn schlimmer kann es uns ja nicht ergehen, auch wenn wir den Krieg verlieren. Und sie schickten abermals Boten zu den Eidgenossen und baten, man solle sie um Gotteswillen nicht im Stiche lassen. Da kam ihnen eine Schar Schwyzer zu Hilfe.

Die Schlacht bei Näfels. In der Morgenfrühe des 9. April brach das österreichische Heer von Weesen auf. Kaum hatten die Späher der Glarner das gemeldet, so wurde im ganzen Lande Sturm geläutet, und die Männer liefen zur Letzimauer, die unterhalb Näfels sich von Berg zu Berg zog und das Tal völlig sperrte. Aber die Leute aus dem hintern Teile des Tales konnten nicht rechtzeitig eintreffen. So waren die Glarner nicht zahlreich genug, um die Feinde zurückzuschlagen, und die Österreicher konnten mit leichter Mühe die Mauer an mehreren Orten durchbrechen und ungehindert ins Land eindringen. Da glaubten sie, den Sieg schon errungen zu haben und fingen zu plündern an. Sie liefen in die Dörfer, trieben das Vieh zusammen, luden den geraubten Hausrat auf Karren und steckten die Häuser in Brand.

Die Glarner aber sammelten sich inzwischen auf einer Steinhalde ob Näfels. Dort schwang ihr Kriegshauptmann das Landesbanner, und wer von seinen Leuten es flattern sah, eilte zu ihm hin. Als die Österreicher das wahrnahmen, sammelten auch sie sich wieder und rückten die Halde hinan. Aber es erging ihnen wie dem österreichischen Heere am Morgarten; sie wurden von einem Steinhagel empfangen. Die Pferde erschrakten, wurden scheu und bäumten sich. Da wollten die Reiter wieder auf die Ebene zurückkehren und sich dort neu aufstellen. Sie riefen deshalb dem hinter ihnen stehenden Fussvolk zu, es solle Platz machen und ein wenig zurückgehen. Dieses aber meinte, die Schlacht sei verloren und lief davon.

In diesem Augenblick kamen auch die Mannschaften aus den obern Dörfern auf dem Schlachtfelde an. Mit ihnen vereint hieben die Glarner aufs neue auf die Reiterei ein und liessen ihr keine Zeit, sich wieder in Kampfordnung aufzustellen. Zu gleicher Zeit verfinsterte sich der Himmel, und ein heftiges Schneegestöber brach los. Da verloren auch die tapfersten Ritter den Mut, und sie wandten sich ebenfalls zur Flucht. Alles lief auf Weesen zu; aber viele erlagen noch auf der Flucht den Streichen der Glarner.



Die Glarner am Rautiberg.

Während das bei Näfels geschah, zog der Graf von Sargans mit einer zweiten Heeresabteilung vom Wallensee her über den Kerenzerberg. Als er aber auf der Glarnerseite herabsteigen wollte, sah er gerade, wie das Hauptheer im Tale unten gegen Weesen floh. Da machte auch er ganze Wendung kehrt! und führte seine Schar auf dem Wege zurück, auf dem er gekommen war.

Zwei Tage nach der Schlacht von Näfels zogen die Glarner vor das Städtchen Weesen, um es für die Mordnacht zu strafen. Aber die Österreicher hatten es selbst

in Brand gesteckt, und die Glarner fanden nur noch einen Trümmerhaufen vor. Später wurde der Ort wieder aufgebaut; diejenigen aber, die es in der Mordnacht mit den Österreichern gehalten hatten, durften nicht mehr dahin zurückkehren.

Die Schlacht bei Näfels war die Bluttaufe der Glarner Freiheit. Zum Andenken an diesen Sieg ziehen die Glarner jetzt noch alle Jahre am ersten Donnerstag im April aufs Schlachtfeld von Näfels.

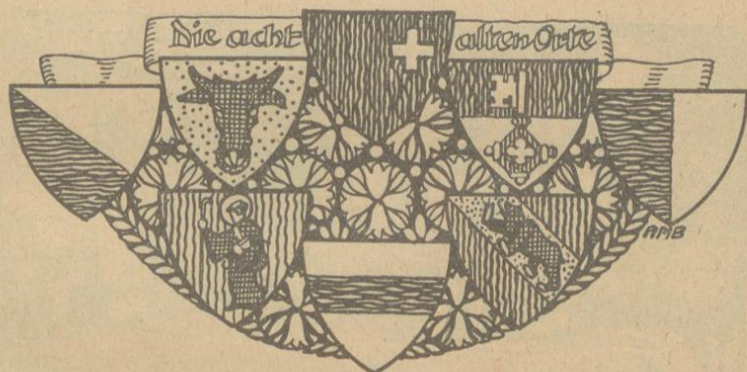


Die Unterzeichnung des Friedensvertrages.

Der Friedenschluss. Ein Jahr nach der Schlacht bei Näfels schloss Österreich mit den Eidgenossen Frieden. In dem Friedensvertrage überliessen die Herzoge von Österreich den Eidgenossen alle Schlösser und Burgen, Städte und Dörfer, die diese im Sempacher- und Näfelerkrieg erobert hatten. Die Eidgenossen versprachen dagegen, den Herzogen keine weitem Länder und Untertanen mehr wegzunehmen. Damit war der Kampf gegen Österreich ausgefochten. Es war ein harter Kampf gewesen.

Fast hundert Jahre hatte er gedauert, und vier grosse Kriege waren geführt worden. Aber die Eidgenossen hatten jedesmal Gut und Blut eingesetzt und ihre Freiheit und Unabhängigkeit behauptet.

Wie die acht Orte miteinander verbunden waren.

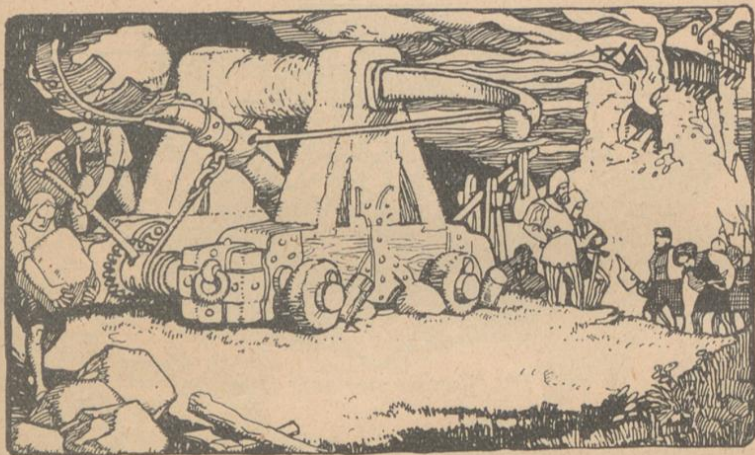


Die Wappen der acht Orte.

Die acht Orte waren damals noch nicht so fest miteinander verbunden wie heute die zweiundzwanzig Kantone. In Not und Gefahr hielten sie treu zusammen, und das machte sie stark und gefürchtet. Im übrigen aber war jeder Ort ein Staat für sich, dem die andern in nichts dreinzureden hatten. Es gab weder einen gemeinsamen Bundesvertrag, noch eine Bundesregierung, nicht einmal eine Bundesstadt. Wenn die acht Orte etwas gemeinsam zu beraten hatten, so schickten sie ihre Boten an einen Ort, der allen gelegen war, und wenn diese etwas beschlossen, das alle anging, so setzten sie einen Gesetzesbrief auf und stellten ihn allen Orten zu. Auf diese Weise haben die Eidgenossen Jahrhunderte lang für Ordnung und Sicherheit in Kriegs- und Friedenszeiten gesorgt.

Wie die Appenzeller die Freiheit erkämpften.

Der Aufstand der Bergleute. Das Ländchen Appenzell gehörte von altersher dem Kloster St. Gallen; es wurde aber nicht so milde regiert wie das Ländchen Glarüs vom Kloster Säckingen. Es stand unter einem Vogte, der in einer Burg über dem Dorfe Appenzell wohnte. Von diesen Vögten führten einige ein recht hartes Regiment;



Die Zerstörung der Burg Clanx.

sie forderten von den Leuten mehr Abgaben, als diese zu geben pflichtig zu sein glaubten. Das machte im Volke viel böses Blut. Andererseits hatten auch die Äbte Ursache, über ihre Untertanen zu klagen. Die Appenzeller waren trotzig Männer, die öfters den Gehorsam versagten und auch die pflichtigen Steuern zu zahlen sich weigerten. Am ärgsten trieb es der Vogt des Abtes Kuno. Der bedrückte die Leute, wo er nur konnte. Dadurch machte er sich beim Volke so verhasst, dass die Vorsteher der Gemeinden beim Abte vorstellig wurden und ihn baten, er solle einen andern Vogt einsetzen, der sie weniger hart regiere. Allein der

Abt tat dies nicht. Da nahmen die Appenzeller auch ihn zu Hass an, und sie machten es wie die Männer in den Waldstätten; sie halfen sich selbst. Die Gemeindevorsteher kamen zusammen und beschlossen, den Vogt zu vertreiben und die äbtische Herrschaft abzuschütteln. Und sie führten ihren Plan aus. Am verabredeten Tage kamen bewaffnete Männer aus allen Gemeinden in Appenzell zusammen, zogen vor die Burg, eroberten sie und steckten sie in Brand. Den Vogt aber nahmen sie gefangen und führten ihn zum Lande hinaus. Das geschah fünfzehn Jahre nach der Schlacht bei Sempach.

Die Schlacht bei Vögelinsegg. Nun kam es zum Kriege zwischen dem Abt und den Appenzellern. Auf der Seite des Abtes standen die Stadt St. Gallen und einige Städte am Bodensee. Die Appenzeller baten die Glarner und Schwyzer um Hilfe. Allein die Glarner wollten sich nicht in auswärtige Händel einlassen und sagten ab. Die Schwyzer dagegen sandten ihnen einen tüchtigen Kriegshauptmann und eine Schar Krieger.

Am 15. Mai 1403 kam es zum Kampfe. Das äbtische Heer zog von St. Gallen den Berg hinauf. Die Appenzeller erwarteten es unterhalb der Landesgrenze bei Vögelinsegg. Sie hatten eine Letzi gebaut und sich zu beiden Seiten eines Hohlweges im Walde versteckt. Als die Äbtischen an die Letzi kamen, hieben sie ein Loch aus und rückten in den Hohlweg ein. Kaum waren sie darin, so brachen die Appenzeller aus ihrem Versteck hervor und griffen sie von vorn und von den Seiten an. Da die Reiterei im Hohlweg nicht kämpfen konnte, drängte sie zurück, um sich draussen vor der Letzi zum Kampfe aufzustellen. Das Fussvolk aber hielt die Schlacht für verloren und lief davon. Nach kurzem Kampfe schlugen die Appenzeller auch die Reiterei in die Flucht und verfolgten sie bis vor die Tore der Stadt.

Die Schlacht am Stoss. Trotz der Niederlage bei Vögelinsegg setzte der Abt den Krieg mit den Appenzellern fort. Er wandte sich an Herzog Friedrich von Österreich, den Sohn des bei Sempach gefallenen Leopold, und dieser versprach, ihm zu helfen. Diese Verbindung war für die Appenzeller doppelt schlimm. Erstens war der Herzog von Österreich ein gefährlicher Feind, und zweitens konnten ihnen die Schwyzer nun keine Mann-



Die Schlacht am Stoss.

schaft mehr schicken; denn die Eidgenossen hatten ja nach dem Näfelerkrieg mit den Herzogen von Österreich Frieden gemacht, und den durften die Schwyzer nicht brechen. Dafür trat die Stadt St. Gallen auf die Seite der Appenzeller. Sie hatte nach der Schlacht bei Vögelinsegg mit ihnen Frieden geschlossen und machte nun gemeinsame Sache mit ihnen gegen den Abt. Einen zweiten Bundesgenossen erhielten sie im Grafen Rudolf von Werdenberg.

Dem hatten die Herzoge von Österreich die Grafschaft weggenommen, und nun kam er zu den Appenzellern, um ihnen im Kampf gegen Österreich beizustehen; dafür versprachen die Appenzeller, ihm nachher wieder zum Besitz seines Landes zu verhelfen.

Diesmal versammelte sich das äbtische Heer nicht mehr in St. Gallen, sondern in Arbon. Herzog Friedrich führte selbst den Oberbefehl. Mit einer Abteilung wollte er gegen die Stadt St. Gallen ziehen; das Hauptheer aber sollte das Rheintal hinauf marschieren und über den Stoss ins Appenzellerland eindringen. Am 17. Juni 1405 zogen die Österreicher unter strömendem Regen von Altstätten aus den Stoss hinauf. Als sie an die Letzi kamen, fanden sie diese unbeschützt. Sie hieben einen Durchgang hinein und zogen weiter den Berg hinauf. Plötzlich brachen die Appenzeller aus ihrem Versteck hervor und überschütteten die Österreicher mit einem Steinhagel. Diese hielten dem Angriff nicht stand und liefen zur Letzi zurück; die Appenzeller stürmten wie das Wetter hinterdrein. Beim Durchgang kam es zu einem fürchterlichen Gedränge. Wer sich nicht schnell genug durchdrücken konnte, wurde erbarungslos erschlagen. Die übrigen flohen, und die Appenzeller verfolgten sie bis nach Altstätten hinunter.

Nicht viel besser erging es der Abteilung, die nach St. Gallen hinaufgezogen war. Da sie kein Belagerungszeug mitführte, konnte sie gegen die gutbefestigte Stadt nichts ausrichten. Sie verwüstete die Umgebung und steckte einige Bauernhäuser in Brand. Sowie sie aber von der Niederlage des Hauptheeres am Stoss Kunde erhielt, zog sie sich eiligst wieder nach Arbon zurück. Da brachen die St. Galler aus den Toren hervor, verfolgten den abziehenden Feind und erschlugen ihm noch manchen Mann. Entmutigt durch diesen Misserfolg und noch mehr durch die Niederlage am Stoss, gab Herzog Friedrich den Krieg auf und überliess es dem Abt, mit den Appenzellern fertig zu werden.

Der Bund ob dem See. Wie die Eidgenossen nach der Schlacht bei Sempach, so zogen nach der Schlacht am Stoss auch die Appenzeller auf Eroberungen aus. Sie unternahmen Kriegszüge ins Rheintal, ins Toggenburg, in den Thurgau, ins Vorarlberg, ja bis weit ins Tirol hinein. Überall wiegelten sie das Volk auf und brachen die Burgen des Adels. Viele Städte und Dörfer oberhalb des Bodensees gingen mit ihnen ein Bündnis ein, das man den Bund ob dem See hiess. Eine Zeitlang schien es, als ob am Bodensee eine zweite Eidgenossenschaft entstehen würde; denn alle Bauern wollten Appenzeller werden.

Allein der Bund hielt nicht lange. Als die Appenzeller die Stadt Bregenz belagerten, taten sich die Städte und die Ritterschaft im Schwabenland zu einem Gegenbund zusammen. Sie sammelten ein Heer, und dieses brachte den Appenzellern vor Bregenz eine Niederlage bei. Da zogen diese wieder in ihre Berge zurück, und der Bund ob dem See fiel wie ein Kartenhaus zusammen.

Das Schutzbündnis mit den Eidgenossen. Nun sahen sich die Appenzeller nach andern Bundesgenossen um. Sie klopfen bei den Eidgenossen an, und es wurde ihnen aufgetan. Sechs Jahre nach der Schlacht am Stoss kam ein Bündnis zwischen ihnen und den Eidgenossen zustande, aber nicht mit allen acht Orten, sondern nur mit sieben; die bedächtigen Berner wollten sich mit den ungestümen Appenzellern nicht einlassen. Auch die andern Orte nahmen die Appenzeller nicht als gleichberechtigte Bundesgenossen auf. So mussten z. B. im Falle eines Krieges die Appenzeller den Eidgenossen auf die erste Mahnung hin Hilfe bringen, während die Eidgenossen den Appenzellern nur zu Hilfe zogen, wenn sie es für gut fanden und es ihnen passte. Die Appenzeller hätten es natürlich lieber gehabt, wenn die Eidgenossen sie als vollberechtigte Bundesgenossen aufgenommen hätten; aber sie

gaben sich auch mit diesem Schutzbündnis zufrieden. Sie sagten: Die Hauptsache ist, dass wir jetzt im Schutz und Schirm der Eidgenossen stehen; da wird sich der Abt wohl zweimal besinnen, bevor er nochmals Krieg mit uns anfängt.

Der Friedensschluss. Zu einem dritten Krieg mit dem Abte kam es nicht mehr. Der Abt versuchte auf andere Weise, die Appenzeller wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Er verklagte sie beim Kaiser, und dieser befahl ihnen auch, dem Abte wieder zu gehorchen und ihm alle rückständigen Abgaben zu entrichten. Aber sie wollten um keinen Preis mehr unter die Herrschaft des Klosters zurückkehren. Auch meinten sie, sie seien dem Abt nichts mehr schuldig; sie hätten sich von allen Verpflichtungen mit dem Schwerte gelöst. Da legten sich die Eidgenossen ins Mittel und brachten einen Vergleich zustande. Die Appenzeller zahlten dem Abt eine Geldsumme aus; dafür verzichtete dieser auf alle Herrschaftsrechte, und nun waren die Appenzeller ein freies Volk, das wie die Eidgenossen keinen Herrn mehr über sich hatte als den Kaiser.

Wie St. Gallen eine freie Stadt wurde.

Die Befreiung von der äbtischen Herrschaft.

Noch früher als die Appenzeller haben die St. Galler die Herrschaft des Abtes abgeschüttelt, aber nicht auf einmal, sondern nach und nach, im Laufe vieler Jahrzehnte.

Zuerst gelangten sie in den freien Besitz des Bodens, auf dem die Stadt stand. Das geschah schon zwanzig Jahre vor der Gründung des Schweizerbundes und ging so zu: Bei der Wahl eines neuen Abtes wurden die Klosterbrüder uneins und trennten sich in zwei Parteien, von denen jede einen Abt wählte. Da keiner von beiden zurücktrat, kam es zu einer langen Fehde zwischen ihnen und ihren

Anhängern. Die Bürger der Stadt St. Gallen hielten zu Abt Ulrich und verhalfen ihm zum Siege. Aber sie taten es nicht umsonst. Zum Lohn für ihre Hilfe musste der Abt ihnen allen Grund und Boden innerhalb der Mauern und noch ein gutes Stück ausserhalb der Stadt abtreten und ihnen die Abtretung urkundlich bestätigen. Das war für die St. Galler eine gar wichtige Urkunde. Bis dahin hatte der Grund, auf dem die Stadthäuser standen, dem Abte gehört, und jeder Hausbesitzer hatte ihm jährlich einen Bodenzins entrichten müssen. Von nun an gehörte aller Grund und Boden der Bürgerschaft, und diese durfte frei darüber verfügen.

Zehn Jahre später wurde St. Gallen eine Reichsstadt. Das hatte sie Rudolf von Habsburg zu verdanken. Dieser war einst nach St. Gallen gekommen, und da hatten ihn die Bürger zu ihrem Schirmherrn erwählt. Als er dann Kaiser geworden war, blieb er der Stadt auch fernerhin gewogen und schenkte ihr einen Freibrief. Darin stand, dass die Stadt immer beim Reiche bleiben solle und nie, weder vom Abt, noch vom Kaiser, verpfändet werden dürfe. Das war für jene Zeit eine grosse Gunstbezeugung. Es kam nämlich damals nicht selten vor, dass ein Fürst, wenn er eine grosse Geldsumme entlehnte, eine Stadt oder eine ganze Landschaft zum Pfand gab, gerade wie heutzutage ein Schuldner dem Gläubiger Haus und Hof als Unterpand verschreibt. Wurde dann die Summe innert der ausgemachten Frist nicht zurückbezahlt, so ging das Pfand in den Besitz des Pfandinhabers über. So ist damals gar manche Stadt und manche Landschaft gegen ihren Willen zu einem neuen Herrn gekommen. Das wäre einmal beinahe auch der Stadt St. Gallen begegnet. Ein Nachfolger Kaiser Rudolfs hatte sie mit mehreren andern Städten den Herzogen von Österreich verpfändet; aber die St. Galler zogen schnell ihren Freiheitsbrief hervor, und da musste der Kaiser sie aus der Pfandschaft wieder entlassen.

In dem rauhen Hochtal der Steinach hätten die St. Galler nur ein spärliches Auskommen gefunden, wenn sie nicht Handel und Gewerbe getrieben hätten. Wie heute die Stickerei, so brachte damals das Leinwandgewerbe und der Leinwandhandel viel Verkehr und Verdienst in die Stadt. Dadurch gelangten die Bürger zu Wohlstand und Reichtum, und da taten sie den letzten Schritt zu ihrer Befreiung. Bis dahin war die Stadt von einem Ammann und zwölf Räten, die der Abt einsetzte, regiert worden. Nun wollten die Bürger den Ammann und die Räte selber wählen und ausserdem, nach dem Beispiel Zürichs, eine Zunftordnung einführen. Der Abt widersetzte sich nicht, wie seinerzeit der Rat der Stadt Zürich, sondern liess mit sich reden und verzichtete schliesslich gegen eine Entschädigungssumme auf alle seine Herrschaftsrechte. Von da an war St. Gallen eine freie Stadt wie Zürich und Bern.

Die Bürgerschaft wurde nun auch in Zünfte eingeteilt. In St. Gallen aber gab es nicht dreizehn Zünfte, sondern nur sechs. Diese Zünfte waren: Die Weberzunft, zu der auch die Bleicher und Blattmacher gehörten, die Schneiderzunft, der auch die Tuchhändler, Färber, Kürschner und Seiler zugeteilt waren, die Schuhmacherzunft, zu der sich auch die Sattler, Gerber und Gürtler gesellten, die Schmiedezunft, die alle Handwerker umfasste, die Hammer und Axt führten, die Müllerzunft, zu der auch die Bäcker, Mehl- und Kornhändler und Wirte gerechnet wurden, und die Metzgerzunft, die nur aus den Metzgern und Viehhändlern bestand. Wie in Zürich wurden auch in St. Gallen die Zunftmeister Mitglieder des Rates. Der erste Bürgermeister war Bilgeri Spieser. Wie Rudolf Brun in Zürich hatte er die Zunftordnung in St. Gallen durchgeführt, aber ohne Gewalttat und Blutvergiessen. Das geschah ungefähr um die Zeit, als Bern in den Bund der Eidgenossenschaft trat.

Das Schutzbündnis mit den Eidgenossen. Wie die Appenzeller, so suchten auch die St. Galler sich an die Eidgenossen anzuschliessen. Aber es war nicht leicht, bei diesen anzukommen; denn die acht Orte wollten keine neuen Bundesglieder mehr aufnehmen. Endlich aber liessen sie sich, mit Ausnahme von Uri und Unterwalden, doch herbei, mit der Stadt St. Gallen ein Schutzbündnis zu schliessen. Sie wurde freilich, wie seinerzeit das Land Appenzell, nur als halbberechtigter Bundesgenosse aufgenommen. Aber die St. Galler waren auch damit zu-



Die Boten der sechs Orte reiten in die Stadt ein.

frieden. Sie sagten: Nun haben uns die Eidgenossen doch schon eine Hand gereicht, die andere werden sie uns mit der Zeit auch noch geben.

Am 23. Juni 1454 kamen die Boten von Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Glarus und Zug nach St. Gallen geritten und wurden festlich empfangen. Mittags um zwölf Uhr versammelten sich die Bürger auf dem Klosterhof. Da wurde ihnen der Bundesbrief vorgelesen und dann von ihnen und den eidgenössischen Boten feierlich beschworen.

Darauf gab der Rat ein Festmahl im Freien, zu dem die ganze Bürgerschaft eingeladen war. Alles freute sich, dass die Stadt nun auch zur Eidgenossenschaft gehörte.

Die Abtei und ihre vier Schirmorte. Wie die Stadt St. Gallen, so hatte auch die Abtei getrachtet, sich die Eidgenossen zu Freunden zu machen. Und sie war sogar vier Jahre früher als die Stadt ans Ziel gekommen; aber auch ihr war es nicht gelungen, mit allen Orten ein Bündnis zu schliessen, sondern nur mit Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. So standen denn die Stadt St. Gallen und die Abtei St. Gallen im Schutz und Schirm der Eidgenossenschaft und blieben es dreihundert und fünfzig Jahre lang.

Das alte St. Gallen.



Unser Bild zeigt uns die Stadt St. Gallen ungefähr 200 Jahre nach dem Bunde mit den Eidgenossen. Da fällt uns zuerst die Ringmauer auf. Sie geht rund um die Stadt herum und umschliesst sie wie eine Festung. An der Aussen-seite ist sie mit einem breiten Graben umgeben, durch den ein Bächlein fliesst. In Kriegszeiten konnte dieses streckenweise gestaut werden, so dass sich der Graben dort ganz mit Wasser füllte,

zu noch stärkerem Schutz der Stadt gegen feindliche Angriffe. Wir können heute noch den Zug der Mauer und des Grabens verfolgen. Die Strassen, die jetzt an die Stelle des Grabens getreten sind, haben von ihm den Namen erhalten. Es sind: Der obere Graben (1—3), der untere Graben (3—4), die Torstrasse (4—5), der Burggraben (5—6). Wo jetzt die Moosbrückstrasse ist (6—7), bildete die Schlucht der

Steinach den natürlichen Graben. An der Wallstrasse (7—1) war statt eines Grabens eine doppelte Mauer angelegt, deren Zwischenraum später mit Erde ausgefüllt wurde. Ein Stück davon steht jetzt noch. Die Gegend hat von dieser Befestigung den Namen „auf dem Damm“ erhalten.

Zur besseren Verteidigung standen hie und da grössere oder kleinere Türme in der Mauer. Dort, wo eine Strasse in die Stadt hineinführte, waren besonders gewaltige, starke Türme mit einem gewölbten Torbogen darüber gebaut, die Stadttore. Die Toröffnung wurde in der Nacht mit schweren, eisenbeschlagenen Türen geschlossen. Bei feindlichen Angriffen wurde hinter diesen Türen auch noch ein aus starken Balken gezimmertes Gatter von oben heruntergelassen. Ueber den Stadtgraben führte eine Brücke zum Tore. Diese Brücke konnte ebenfalls aufgezogen werden. Die Stadttore hiessen: Das Multertor (2), das Scheibenertor bei der Union (3), das Platztor an der Goliatgasse (4), das Brühlertor (5), das Speisertor (6) und das Müllertor (7) beim Damm.

Weil früher die Stadt kleiner war, ging der Mauerring zuerst nur um die obere Stadt, so dass der Marktplatz (8—9) noch ausserhalb der Mauern lag. Unten an der Markt-gasse stand das alte Rathaus (10) und daneben das Markt-tor. Die Häuserreihen, die an jenes Stück der alten Mauer angebaut waren, sieht man deutlich auf dem Bilde, fast genau so, wie sie heute noch in der Wirklichkeit zu sehen sind. Nur mit dem Durchbruch der Brühlgasse bei der Polizeiwache ist ein Loch in die Reihe gemacht worden. Im Graben, der auch vor diesem Mauerstück lag, floss der Irabach vom Löchlibad bis zum Speisertor. Als die untere Stadt ebenfalls mit Mauer und Graben umgeben wurde, füllte man nach und nach das Stück des alten Grabens vom Löchlibad bis zum Kaufhaus aus und überwölbte den Bach.

Wir sehen aber auf dem Bilde noch einen dritten Mauerring. Dieser umschliesst das alte Kloster St. Gallen (11 u. 12). Fast vom Speisertor bis zum Müllertor, der

früheren Steinachschlucht und jetzigen Moosbrückstrasse entlang, bildet die Stadtmauer zugleich die Klostermauer. Vom Müllertor, der Gallusstrasse nach bis zur St. Laurenzenkirche (13) und von dort der Gasse „hinter Mauern“ folgend, hatte das Kloster eine eigene Mauer. Diese hatte bei der St. Laurenzenkirche ein Tor gegen die Stadt hin, während das schöne Karlstor (14) dem Kloster einen direkten Aus- und Eingang nach dem Lande ermöglichte. Dieses Karlstor, früher auch das Abtstor genannt, ein Stück Mauer daneben und der massige runde Turm links davon sind die einzigen noch erhalten gebliebenen Reste der alten Befestigung der Stadt und des Klosters. Über die kleinen Häuschen „hinter Mauern“ aber ragt noch ein Stück der Klostermauer gegen die Stadt hin.

Innert den Klostermauern suchen wir auf unserm Bilde umsonst nach etwas Bekanntem. Kein einziges der dort eingezeichneten Gebäude ist jetzt noch vorhanden. Sie sind nach und nach abgerissen worden. An ihre Stelle wurden im 17. und 18. Jahrhundert die jetzigen schönen, mächtigen Klostergebäude erbaut. Man sieht auf dem Bilde nur noch, dass die Münsterkirche (12) ein unregelmässiges, aus vielen Stücken zusammengeflicktes Bauwerk war mit rundem Tor und stumpfem Turm.

Wenn wir uns dagegen in der Stadt ein wenig umsehen, so können wir uns trotz mancher Änderungen recht gut zurecht finden. Die Gassen sind die gleichen geblieben bis heute. Oben im Loch verschliesst noch der gewaltige grüne Turm (1) den Ausgang der jetzigen Gallusstrasse. Auf dem Gallusplatz steht schon die schöne Linde (15), die uns jetzt noch erfreut, und auch das Haus zur Linde (16) erkennen wir, wie weiter unten die jetzige Buchhandlung der Herren Köppel (17) mit ihren Ecktürmchen und das stolze Stadthaus (18), damals das grosse Haus genannt. Der Weiher bei der Linde, die sogenannte Wetti, ist aber ausgefüllt, ebenso wie die von

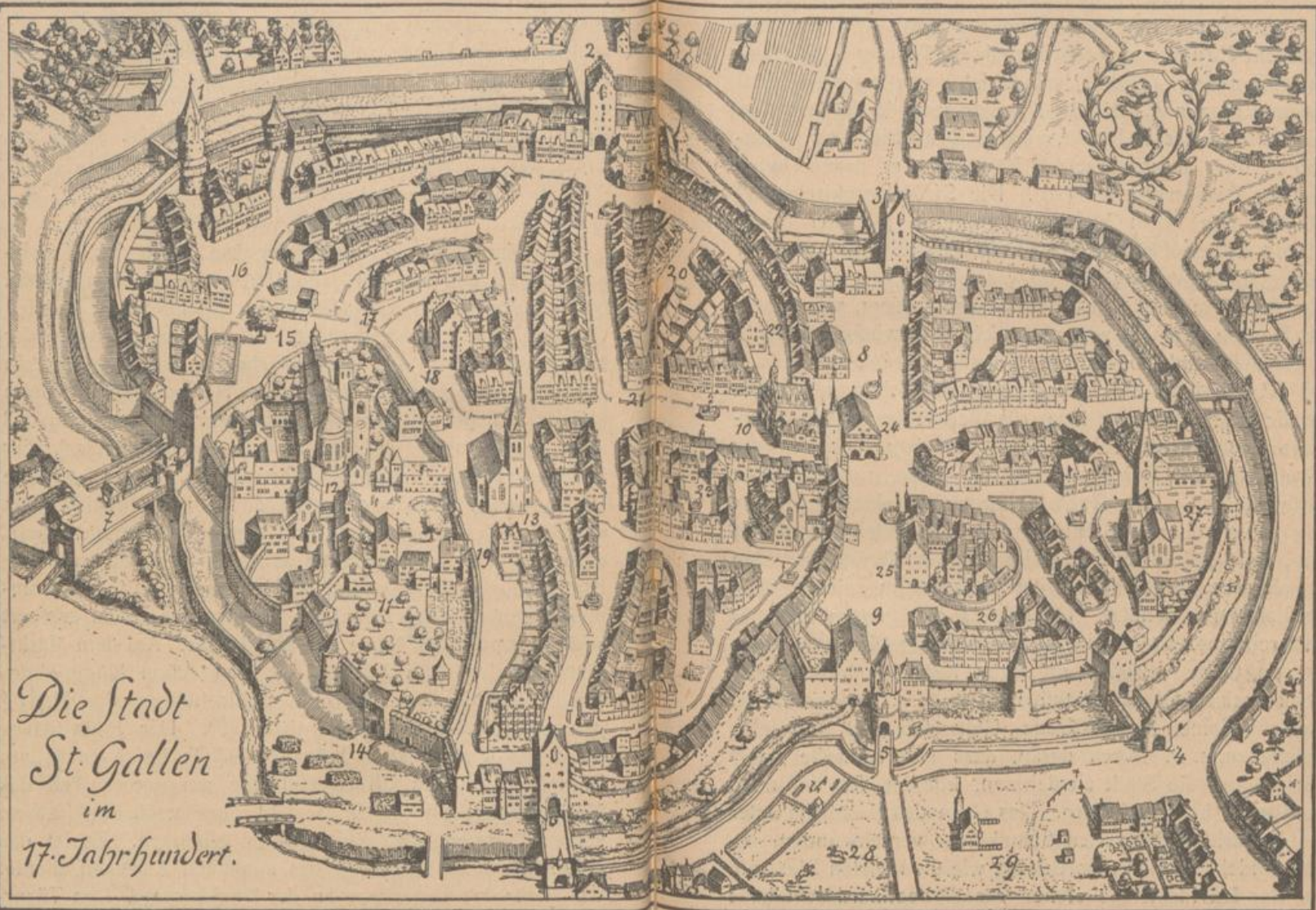
ihr ausgehenden und durch alle Gassen fliessenden Bäche. Sie sind jetzt in geschlossene Kanäle umgewandelt. Die St. Laurenzenkirche (13) zeigt sich noch in der alten Gestalt mit weniger schlankem Turm. Die alte „Mädgleinschul“ (19), jetzt Frauenarbeitsschule, ist ganz gleich geblieben. Die Gasse „Hinter Lauben“ (20) ist gegen die Marktgasse hin durch die Brotlaube (21) abgeschlossen. Das war ein lustiges Bauwerk, an das sich die alten St. Galler noch ganz gut erinnern. Der Oberstock stand auf dicken steinernen Pfeilern, so dass unten eine grosse gedeckte Halle entstand. In dieser verkauften in früheren Zeiten die Bäcker ihr Brot, woher sie den Namen hat. Später wurde hier die viele, in St. Gallen und seiner Umgebung gewebte Leinwand von amtlichen „Schauern“ geprüft. Dazu waren grosse Bänke aufgeschlagen, auf denen die langen Stücke ausgebreitet werden konnten. Von diesen erhielt die Halle oder Laube später den Namen „Die Leinwandbänke“ (Libetbenk). An der hintern Wand befand sich das Bild des „Libetkönigs“, wie die Stadtbuben ihn hiessen. Es stellte einen alten Kaufherrn vor mit einem Leinwandstück auf der Schulter und dem Schwert an der Seite. Als die Leinwandfabrikation aufgehört hatte und die Stickerei an ihre Stelle getreten war, sassen unter der schützenden Halle nur noch ein paar alte Weiblein mit ihrem kleinen Kram. Bei der einen konnten die Buben Schnüre, Peitschenschlingen und Zwick kaufen zum „Rösslismachen“, während die andere mit ihrem Gerstenzucker, roten Zeltli und „Hosenknöpfen“ eifrigen Zuspruch der Mädchen fand. Im obern Stock befand sich ein grosser Wirtschaftssaal, die Zunftstube der Müller, Bäcker und Wirte.

Unten an der Marktgasse sehen wir das grosse, stattliche Rathaus (10). Auch dieses hatte zu ebener Erde eine weite Halle, in der allerlei Händlerinnen ihre Waren feilboten. Hier wurde die Stadt regiert; von hier aus wurde über das Wohl des kleinen Staates St. Gallen vorsorglich

gewacht. Hier wurde die allmähliche Befreiung von der äbtischen Herrschaft durchgeführt, die Zunftverfassung beschlossen, die Bünde mit den Städten am Bodensee und mit den Eidgenossen beraten und eingeleitet. Das waren noch viel wichtigere Geschäfte, als sie jetzt im städtischen Rathause gepflogen werden. Nicht umsonst stand am Erker des Hauses die Inschrift:

In diesem Haus soll finden Schutz
Die Ehre Gottes und gemeiner Nutz.

In der Nähe, an der Neugasse steht das Tuchhaus (22), das erst im Jahre 1916 abgebrochen wurde. Darin befand sich die öffentliche „Mange“ zur letzten Glättung der Leinwandstücke. In der Häuserreihe der Marktgasse sehen wir einen Torbogen und daneben ein grosses Häuserviereck. Eines der Häuser ist mit einem kleinen Türmchen gekrönt. Das war das alte Spital zum heiligen Geist (23). Es war der Zufluchtsort aller alten, schwachen und kränklichen Leute. Aber auch die städtischen Waisenkinder waren dort untergebracht, unter der Pflege der Waiseltern und einer Waisenmagd. Jetzt dienen die grossen, schönen Anstalten des Bürgerspitals, Bürgerheims, Kappelgutes, Waisenhauses und des Sommerlis den gleichen Zwecken. An das alte Spital erinnert heute nur noch der Name der Spitalgasse. Auf dem Marktplatz standen zwei Häuser, die nun schon lange abgebrochen sind, das städtische Schlachthaus, die Metzger genannt (24), und das Kornhaus (8). Der Platz davor diente als Viehmarkt und heisst deshalb heute noch „am Rindermarkt“. Ein drittes Gebäude am untern Teil des Marktplatzes, am „Bohl“, steht aber noch und ist an seinen Treppengibeln ganz gut zu erkennen. Es ist das ehemalige Kaufhaus (9), das ähnlichen Zwecken diente, wie heute das Lagerhaus an der Davidstrasse. Das Türmchen, das jetzt auf dem Dache steht, ist vom alten Rathaus herübergenommen worden.



Die Stadt
St. Gallen
im
17. Jahrhundert.

Wo jetzt das Theater steht, finden wir im Bilde ein dem Kaufhause ähnliches Bauwerk (25). Es war das städtische Zeughaus, ursprünglich ein Teil des St. Katharinenklosters. Dieses selbst ist noch erhalten samt seinem Kreuzgang. Als die Nonnen nach der Reformation das Kloster verlassen hatten, wurden die städtischen Knabenschulen dort untergebracht. Man hiess es darum lange Zeit das Bubenkloster (26). Die St. Mangenkirche (27) hat ihre alte Form bis heute bewahrt, nur der Friedhof mit seinen Gräbern ist verschwunden und hat einer Anlage Platz gemacht.

Auf dem Bilde sieht man wenig von dem, was ausser den Mauern lag. Es war auch nicht viel, wenigstens nicht an Häusern und Vorstädten. Nur die Speiservorstadt und LämmliBrunnen waren damals schon vorhanden. Vor dem Scheibenertor lagen die Werkschuppen des Bauamtes mit ihren Holzvorräten, vor dem Multertor die Privatgärten der Bürger mit allerlei grössern und kleinern Gartenhäusern. Der Brühl, nur durch einen schmalen Weg in den obern (28) und untern (29) geteilt, diente als Reit-, Spiel-, Fest- und Exerzierplatz. Im übrigen wurden fast alle ebenen Plätze um die Stadt herum zum Bleichen der Leinwand benutzt. Da sah es den ganzen Sommer hindurch aus, als ob ewiger Schnee um die Stadt liege. Fremde Gäste mussten oft ihren Kutscher fragen, was dieser weisse Glanz eigentlich bedeute. Heute erinnern nur noch Namen daran: Kreuz-, Geltenwilen-, Brühlbleiche, Bleicheli u. s. w. Auch daran, dass sich so weite grüne Flächen um die Stadt ausdehnten, können sich nur noch die älteren Leute erinnern. Das Grün des Brühls ist unter den Fusstritten der vielen Schulkinder verschwunden, soweit er nicht überbaut worden ist, wie die meisten Bleichen. Auf der Davidsbleiche stehen das St. Leonhardsschulhaus und das Lagerhaus, auf der Guggisbleiche die Lokomotivremise; die Geltenwilenbleiche ist zum Güterbahnhof ge-

worden. Nur die Kreuzbleiche ist als Exerzierplatz erhalten geblieben. Auch die grünen Wiesen und Äcker sind verschwunden, welche die Dörfer Bruggen und St. Fiden von der Stadt trennten. Fast ohne Unterbruch ziehen sich die Häuserquartiere von Stocken westlich von Bruggen bis ins Krontal östlich von St. Fiden.

Die Grafen von Toggenburg.

Wie freie alemannische Bauern Edelleute wurden. Aus Dorf- und Flurnamen tönt Kunde aus alten Zeiten, da unsere Vorfahren in einsamen Höfen und Weilern unsere Heimat bewohnten. Wo jetzt z. B. Uzwil seine Fabrikschlote gen Himmel streckt, wohnte einst Uto mit seinen Leuten. Auf Gozos Aue steht heute das Dorf Gossau. Die Au des Hano hat der Gemeinde Henau den Namen gegeben. An der Stelle, wo Hirten und Wanderer den Necker leicht durchschreiten und durchfahren konnten, liegt das Dörfchen Furt.

Das war ein prächtiges Wohnen auf eigenem Grund und Boden, keinem Herrn untertan und keinem zinspflichtig. Aber es kamen auch böse Zeiten. Fremde Völkerhorden zogen raubend und plündernd durchs Land. Wo die ihren Weg nahmen, sah man nur noch niedergebrannte Höfe und verwüstete Felder. Wohl versteckten sich die Leute in den Wäldern; auch da waren sie ihres Lebens nicht sicher. Um sich besser schützen zu können, liessen reiche Grundbesitzer durch ihre Knechte auf steilen, schwer zugänglichen Felshügeln und Bergnasen feste Türme bauen. War Kriegsnot, so flüchteten sie sich mit „Kind und Kegel“ dort hinauf, war die Gefahr vorüber, stiegen sie wieder in ihre Höfe hinunter; denn die Türme waren nicht zum Wohnen eingerichtet. Aber bald gefiel es ihnen in ihren Felsennestern besser als drunten im Tal, und mit Axt und Maurerkelle

machten die Knechte die Bauwerke bewohnbar. So wuchs auf einem Felsengrat im Gebiet der Thur hinter dem heutigen Dorf Gähwil die Burg des Tokko und dort, wo Thur und Necker zusammenfliessen, die Liutinsburg; so entstanden noch viele Festen, von denen wir heute nur zerfallenes Mauerwerk oder ein Häuflein Steine finden. Die Burgherren erklärten den Dorfgenossen: Wir wollen euch in Kriegszeit schützen, unsere Burg steht euch offen; dafür gebt uns jedes Jahr Zehnten und Abgaben. Das war den Leuten recht; sie gaben den Burgherren gerne einen Zehntel vom Ertrag der Felder dafür, dass sie ihnen die übrigen neun Zehntel beschützten. So wurden aus freien Bauern adelige Herren. Wann es geschehen ist, weiss niemand genau zu sagen.

Die mächtigsten Edeln in unserer Heimat waren die „von Tokkinburg“. Sie hatten sich im Laufe der Zeiten viele Güter und Burgen im Thur- und Neckertal, auch im Thurgau erworben. Auch zwei Städtchen lagen in ihrem Gebiete: Wil, das als Marktort grossen Zins einbrachte und Lichtensteig, das Wache hielt am Wege, der in „liechter Steige“ vom Thur- ins Neckertal führte.

Die Edeln von Toggenburg im Kampfe gegen den Abt von St. Gallen. Es war um das Jahr 1080. Auf den Burgen der Edeln von Toggenburg und ihrer Dienstleute herrschte kriegerisches Leben und Treiben. Boten kamen die schmalen Wege heraufgesprengt; rasselnd fielen die Zugbrücken nieder. Kriegsleute mit Lanze, Schwert und Schild, Schleuder und Bogen, zogen durch die Tore, um sie bald wieder in grössern Haufen zu verlassen. Krieg war in unserm Land und weit darüber hinaus. Mächtige deutsche Fürsten kämpften gegen ihren Kaiser Heinrich IV. Ein anderer sollte ihr Herr sein. Doch Heinrich hatte treue Anhänger. Zwischen diesen und den Freunden des Gegenkaisers kam es zu furchtbaren Fehden. Abt Ulrich von

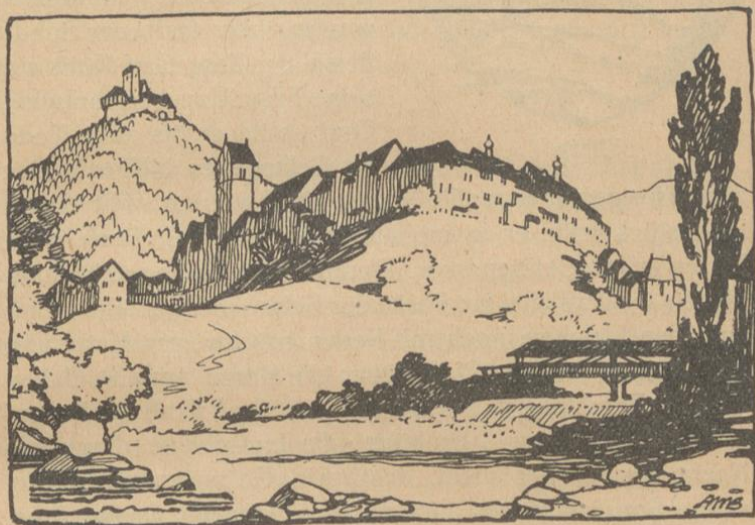
St. Gallen hielt zu Kaiser Heinrich, die Toggenburger halfen seinem Gegner. Oftmals zogen toggenburgische Kriegshaufen nach St. Gallen und bis in die hintersten Winkel der appenzellischen Alpen, wo sie die Ställe samt dem Vieh verbrannten. Der St. Galler Abt aber machte mit seinen Reisingen Raubzüge durch den Thurgau, bis an den Untersee. Da bauten die Toggenburger auf der Bernegg oberhalb St. Gallen einen festen Turm. Der Abt sollte nicht mehr in sein Kloster zurückkehren. Doch die st. gallischen Krieger erstürmten die Burg und töteten Folknand von Toggenburg, der sie mit seinen Mannen verteidigte. Folknands Bruder, Diethelm, unternahm einen Rachezug in äbtisches Gebiet. Da führte Abt Ulrich seine Haufen vor die Toggenburg, und bald verkündete eine mächtige Feuersäule seinen Sieg weit ins Land hinaus. Wie raste Diethelm, da er bei seiner Heimkehr das feste Bauwerk in Trümmern fand. In wilder Wut ging nach St. Gallen. Kloster und Stadt wurden geplündert, und mit reicher Beute machten sich die Toggenburger wieder auf den Heimweg. An der Krüzern, wo der Weg tief in das Tobel der Sitter hinunter führte, tauchten vor und hinter ihnen plötzlich äbtische Sturmhauben auf. Jämmerlich steckten sie in der Falle. Lachend und spottend nahmen ihnen die schlaunen Gegner die Beute ab und hiessen sie nach Hause gehen. Ihr Herr musste sogar versprechen, nicht mehr gegen den Abt zu kämpfen. Die Toggenburger waren gedemütigt, und lange wars still auf ihren Burgen. Für die Bewohner unserer Heimat aber müssen das schreckliche Zeiten gewesen sein. Alte Schriften erzählen, man habe meilenweit nur rauchende Trümmer statt menschlicher Wohnungen gesehen, und die Haustiere seien verwildert im Lande umhergeirrt.

Der Brudermord. Um das Jahr 1200 war Diethelm IV. Herr von Toggenburg. Er nannte sich Graf, weil er durch seine Frau, Guota von Rapperswil, die Grafschaft

Uznach erhalten hatte. Er freute sich über seine vergrösserte Macht. Aber ein furchtbares Unglück kam über ihn. Sein älterer Sohn Diethelm war ein wilder, unbändiger Mensch. Die Leute erzählten sich von ihm, er habe schon als Knabe auf seine Mutter geschossen und den Vater eingesperrt. Nun wohnte der junge Graf auf dem Schlosse Renggerswil bei Wängi an der Murg, die Eltern auf der Liutinsburg und der jüngere Sohn Friedrich auf der Toggenburg. Diethelm fürchtete, sein Bruder werde beim Tode des Vaters den bessern Teil des Erbes bekommen. Das wollte er verhindern. Kurz vor Weihnachten 1226 lud er Friedrich zu Besuch. Der nahm die Einladung arglos an. Drei Tage lang herrschte lauter Jubel und Freude auf dem Schlosse Renggerswil. In der dritten Nacht aber drangen vermummte Gestalten in das Schlafgemach, wo der Gast schlief und schlugen ihn nieder. Sterbend rief er seinen Bruder zu Hilfe. Doch der sprengte schon mit einem Haufen Reisiger durch Nacht und Sturm vor das Städtchen Wil, das der Vater dem Bruder versprochen hatte. Bei Tagesgrauen forderte er Einlass. Der Torwächter erkannte ihn und rief ihm zu: Einem Brudermörder mache ich nicht auf. Reitet von dannen! Und als Diethelm vor der Toggenburg erschien, war jeder Zugang gesperrt. Auf kürzern Wegen hatten die Begleiter Friedrichs die Kunde von der bösen Tat an die beiden Orte getragen. Auf der Liutinsburg herrschte furchtbarer Jammer. Abt Konrad von St. Gallen eilte als Tröster zu den Eltern; er liess auch am siebenten Tage nach dem Mord den Leichnam des Erschlagenen ins Kloster bringen und dort beerdigen.

Die Neutoggenburg. Als Geächteter irrte der Brudermörder in fremdem Land. Wo er auch hinkam, überall wusste man von seiner grausigen Tat. Wil aber und die Toggenburg schenkte der alte Diethelm dem Kloster St. Gallen. Der Brudermörder sollte sie nicht mehr erhalten.

Nach einigen Jahren kehrte er doch wieder in die Heimat zurück, um dem Abte wenigstens seine Stammburg zu entreissen; aber Wil und die Toggenburg blieben äbtisch. Nach seinem Tode bauten seine Söhne auf dem mächtigen Fels-
hügel der Wasserfluh ob Lichtensteig die Neutoggenburg.
Das geschah um das Jahr 1250.



Die Neutoggenburg und Lichtensteig.

Burg Yberg. Im Tal der Thur war auch der Abt von St. Gallen begütert. Da geschah es, dass ein äbtischer Dienstmann zum grossen Ärger der Toggenburger auf einem steilen Felskegel bei Wattwil auch eine Burg erbaute. Sie wurde nach ihrem Erbauer Yberg genannt. Wie Hund und Katze standen sich nun Yberg und Neutoggenburg gegenüber. Doch nur kurze Zeit.

Auf der Toggenburg herrschte Graf Kraft. Der überfiel den alten Yberger und seinen Sohn auf offener Strasse und



Yberg.

fürte sie vor ihre Burg. Als die Krieger auf Yberg ihren Herrn gefangen sahen, öffneten sie das Tor, und von dem Turme flatterte die toggenburgische Fahne. Die beiden Yberger wurden in das tiefste Burgverliess der Neutoggenburg geworfen. Hier starb der Sohn; den Vater liess Graf Kraft auf seine Feste Uznaberg bringen. Dort sollte er bis zum Tode als Gefangener bleiben. Der

zähe Yberger aber wollte wieder frei werden. Mit einem Blechstück feilte er in monatelanger Arbeit ein Loch in die Dielen seines Gefängnisses. Durch dieses liess er sich hinabgleiten in das Tobel am Fusse des Schlossberges. Ein Bauer fand den bleichen, noch mit Ketten beschwerten Mann und half ihm auf seinem Pferde über die Berge nach St. Gallen zu Abt Berchtold von Falkenstein. Graf Kraft weilte gerade auf der Yberg. Er hörte die Hufschläge durch die Nacht, ahnte aber nicht, dass sein Gefangener im Sattel sass. Sonst wäre er ihm wohl schleunigst nachgeritten. Der Yberger wollte mit seinem grimmigen Gegner nichts mehr zu tun haben; er schenkte seine Burg dem Abt und erhielt dafür Güter im Thurgau. Der Toggenburger aber gab den Raub nicht heraus. Da kam dem st. gallischen Klosterherrn ein anderer zu Hilfe.

Graf Kraft unternahm mit wenigen Begleitern einen Ritt nach Winterthur. Unterwegs drang plötzlich hinter einem langsam dahereifahrenden Heuwagen ein Reiter hervor und schlug ihn vor den Augen seiner entsetzten Begleiter nieder. Dann drückte er seinem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte davon. Die Toggenburger jagten ihm nach. Beim kleinen See von Helfenberg an der Glatt strauchelte

sein treues Tier, es vermochte ihn nicht mehr zu tragen. Er sprang ab, tauchte bis an den Mund ins Wasser und verdeckte sein Haupt mit Laub. Die Verfolger fanden ihn nicht. Erst bei Einbruch der Nacht stieg er aus seinem nassen Versteck heraus und wanderte nach St. Gallen. Abt Berchtold nahm ihn gerne auf. Der das getan, war der Edelknecht Locher. Graf Kraft hatte einst dessen Bruder beraubt und eingekerkert. Als die Besatzung auf Yberg vom Tode ihres Herrn hörte, öffnete sie den heranziehenden Klosterleuten die Tore. Die Burg wurde wieder äbtisch.

Die Toggenburger und Rudolf von Habsburg.

Auf der Burg zu Uznach wohnte Graf Krafts Bruder, Friedrich II. Er war mit den Zürchern in Streit geraten und konnte ihnen von Uznaberg aus manchen schlimmen Streichspielen. Hart an seinem Gebiet vorbei führte nämlich der Handelsweg, auf dem die zürcherischen Handelsleute an den Wallensee und dann über die Bündnerberge nach Italien zogen. Die Turmwächter auf Uznaberg schauten eifrig nach solchen Kaufmannszügen aus, und Späher streiften durchs Land. Brachten sie Kunde, ein Zug sei unterwegs, so legten sich die toggenburgischen Knechte in einem Hohlwege oder im Walde auf die Lauer. Wie Blitz und Hagelwetter stürmten sie dann auf die Wagen los. Wer sich wehrte, wurde niedergemacht; die übrigen mussten im Kerker warten, bis von Hause hohes Lösegeld kam. Das Kaufmannsgut aber war willkommene Beute. Das liessen sich die Zürcher nicht lange gefallen. Sie hatten einen gar klugen Kriegshauptmann, Rudolf von Habsburg. Der zog mit seinen Kriegsleuten vor das Raubnest, um es auszunehmen. Er meinte, die Besatzung werde wohl bald ausgehungert sein. Er täuschte sich. Acht Wochen lagerten die Zürcher vergeblich vor der Burg. Schon gab Rudolf den Befehl, die Zelte abzurechen und sich für

die Heimkehr bereit zu machen. Da brachten ihm Kriegsknechte einige lebende Fische, die ein Toggenburger, wohl zum Hohn, von der Mauer ins Lager geschleudert hatte. Jetzt lachte der schlaue Habsburger: Wir haben sie; wo diese Fische in die Burg kamen, ist auch für uns ein Weg. Er hatte richtig vermutet. Seine Krieger fanden im engen Tobel, durch das sich einst der Yberger gerettet hatte, den geheimen Zugang. Als sie aber auf diesem in die Burg drangen, waren die Vögel ausgeflogen. Da legten sie Feuer in das Holzwerk, und krachend stürzten Gebälk und Mauern zusammen. Uznaberg war gebrochen, und sicher zogen die zürcherischen Kaufleute wieder ihres Weges.

Die Toggenburger in den Kriegen der Österreicher gegen die Eidgenossen. Als die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden im Jahre 1291 zum Schutz und Trutz gegen die Habsburger einen Bund schlossen, da kamen die Toggenburger zwischen Hammer und Amboss; auf der einen Seite hatten sie die Eidgenossen, auf der andern die Österreicher zu Nachbarn. Das war eine gefährliche Lage. Graf Friedrich III. versuchte mit beiden gut Freund zu sein und in ihren Kriegen neutral zu bleiben. Das gelang ihm aber nicht. Im Jahre 1315 musste er mit Herzog Leopold in den Morgartenkrieg ziehen. Er tat es nicht gern, aber er kämpfte und starb als tapferer Ritter. Die Österreicher sagten ihm nach, er habe den Pfeil über die Letzi bei Arth geschossen und dadurch den Eidgenossen den Kriegsplan Herzog Leopolds verraten.

Als im Jahre 1386 der Sempacherkrieg ausbrach, da kamen wieder Boten des Herzogs von Österreich ins Toggenburg und baten um Hilfe und Zuzug gegen die Eidgenossen, und die Toggenburger mussten wieder mitmachen. In der Schlacht bei Sempach aber verlor kein Toggenburger Kriegsmann das Leben; denn sie mussten

mit den Werdenbergern das Gasterland gegen Überfälle der Glarner und Schwyzer bewachen.

Gross waren dagegen die Verluste der Toggenburger im Näfelerkrieg. Auf das Aufgebot des Grafen Donat waren etwa sechzehnhundert wohlbewaffnete Ritter und Fussknechte nach Weesen geströmt. Vierhundert kehrten nicht mehr heim; die übrigen erzählten mit Grausen von den wilden Stürmen der Glarner vom Rautifelde und von der furchtbaren Flucht gegen Weesen.

Die Toggenburger und die Appenzeller. Als die Appenzeller die Vögte des Klosters St. Gallen aus ihrem Lande verjagten und freie Männer wurden, da fürchtete der Toggenburger Graf, auch seine Untertanen könnten gleiches gegen ihn versuchen. Da wollte er vorsorgen und sich wenigstens im Städtchen Lichtensteig treue Freunde erwerben. Am „Montag vor Judä“ (28. Oktober) des Jahres 1400 liess er die Bürger auf dem Marktplatz zusammen kommen. Aus Urkunden wurden die alten Rechte und Freiheiten des Städtchens vorgelesen und die Männer gefragt, ob sie noch mehr zu wünschen hätten. Der Graf gewährte ihre Wünsche, liess alles auf ein grosses Pergament schreiben und hängte sein Siegel daran. Noch heute zeigen die Lichtensteiger mit Stolz diesen Freibrief des Grafen Donat.

Bald brach am Säntis das Kriegsgewitter los. Die Bergleute jagten das äbtische Heer bei Vögelinsegg in die Flucht und zeigten am Stoss den Österreichern den Meister. Graf Friedrich wusste durch seine Späher und Boten immer genau, wie der Krieg stand. Wohl kam ihm mehrmals Kunde zu, die Appenzeller seien über sein Gebiet gezogen, sie hätten die Grenze verletzt. Er sagte nichts dazu. Ja, einmal freute er sich sogar darüber. Das war damals, als ein Harst Bergleute über den Ricken ins Gasterland zog und im Vorbeigehen die Yberg brach. Als aber der Appenzellerkrieg zu Ende war, da hatte der Toggen-

burger am meisten erobert, ohne dass er irgendwo im Kampf gestanden wäre. Von den Herzögen von Österreich erhielt er Sargans, Wallenstadt, Weesen und das Gasterland. Sie fürchteten nämlich, sie würden wohl noch alle diese Gebiete an die Appenzeller oder die Eidgenossen verlieren. Darum traten sie sie dem Toggenburger ab als Unterpfand für das viele Geld, das er ihnen geliehen hatte. Da er ein Freund der Eidgenossen war, konnten sie ihm nicht weggenommen werden. Und sie gefielen ihm gar gut; denn sie verbanden seine Besitzungen im Tale der Thur mit denjenigen im Bündnerlande.

Einige Jahre später aber kamen die Toggenburger und die Appenzeller doch noch hintereinander. In ihrem Siegerübermut machten die Appenzeller auch Streifzüge in toggenburgisches Gebiet und nahmen auch toggenburgische Untertanen ins appenzellische Bürgerrecht auf. Das liess sich Graf Friedrich aber nicht gefallen. Er zog gegen die Appenzeller zu Felde und brachte ihnen bei Herisau eine Niederlage bei. Das geschah im Jahre 1428.

Graf Friedrichs Macht und Ende. Unter Graf Friedrich hatte die Grafschaft Toggenburg den grössten Umfang erreicht. Beinahe der ganze jetzige Kanton St. Gallen, ein grosser Teil Graubündens, das jetzt österreichische Rheintal — das alles gehorchte ihm. Aber er konnte sich seiner Macht doch nicht recht erfreuen: Er hatte keine Kinder und wusste zum voraus, dass nach seinem Tode das, was er und seine Ahnen während Jahrhunderten erkämpft und erworben hatten, in viele Teile zerrissen werde. Schon lauerten seine Erben auf sein Ende. Im Jahre 1436 starb er auf seinem Schlosse zu Feldkirch. Sein Leichnam wurde ins Kloster Rüti im Zürcherland gebracht, wo schon dreizehn seiner Vorfahren begraben lagen. Als der letzte seines Geschlechtes wurde er mit Helm und Schild beigesetzt.

Die Grafen von Werdenberg und von Sargans.

Wie die Grafschaften entstanden. Um das Jahr 1200 lebte ein mächtiger Graf auf seinem Schlosse bei Bregenz.



Schloss Werdenberg.

Ihm gehörte fast das ganze Rheintal auf beiden Seiten des Flusses, vom Bodensee bis hinauf zu den Bündnerbergen. Die Leute, die in den Höfen und Weilern des Tales wohnten, waren seine Untertanen. Sie mussten ihm und seinen Vögten jedes Jahr einen grossen Teil von dem, was auf ihren Feldern wuchs und was sie im Stalle hatten, als Steuern und Abgaben bringen. Da starb der Graf als der letzte seines Stammes, und ein Verwandter von ihm wurde Herr über

sein Gebiet. Der liess sich durch seine Untertanen in hartem Frondienst eine neue Burg bei Götzis im Vorarlberg bauen. Er gab ihr den Namen Montfort, das heisst auf deutsch Starkenberg, und nannte sich Graf von Montfort. Als er starb, teilten seine zwei Söhne den Besitz unter sich. Der ältere blieb auf der Montfort und bekam das Land auf der rechten Seite des Rheines; der jüngere aber nahm Abschied von der Burg des Vaters und zog über den Rhein auf das Schloss Werdenberg, auf dem früher ein Vogt des Montforters gewohnt hatte. Als nun der Werdenberger Graf starb, teilten seine zwei Söhne das Erbe schon wieder. Hugo, der ältere, nannte sich Graf von Werdenberg; Hartmann, der jüngere, wurde Schlossherr von Sargans. So regierten um das Jahr 1250 über das Gebiet, das einst dem Grafen von Bregenz und nachher dem von Montfort gehört hatte, schon drei Herren: der

Graf von Montfort, der Graf von Werdenberg und der Graf von Sargans.

Das ist also der Stammbaum dieser Grafen:

Vater:	Graf von Montfort.	
Söhne:	Graf von Montfort.	Graf von Werdenberg.
Enkel:	Graf von Montfort.	Graf von Werdenberg. Graf von Sargans.



Schloss Sargans.

Die Herren auf Werdenberg erhielten ihre Abgaben von den Leuten in Buchs, Grabs, Alt St. Johann, Peterzell im Neckertal, Bludenz, Lustenau und Widnau; sie waren auch Vögte des Klosters Disentis. Die Grafen von Sargans regierten über das Sarganserland, von Ragaz bis zum Wallensee, über Vaduz und einige Täler im Vorarlberg und Tirol. Wartau, Sevelen, Sax und andere Orte in der Nähe besaßen sie noch nicht, die gehörten anderen Herren. Die Herrschaft der Werdenberger und Sarganser war also arg zerstückelt; die Grafen hatten es wie die Bauern im Rheintal heute noch: Keiner besitzt sein Gut an einem Stück; da hat er eine Wiese, dort einen Acker und an einem dritten Ort einen Wald. Eine Landkarte aus jener Zeit müsste aussehen wie ein Rock, den die Mutter aus vielen verschiedenen Lappen zusammengeschnitten hat.

Die Grafen als Freunde der Habsburger. Die Grafen von Werdenberg und von Sargans waren sehr unruhige, kriegslustige Leute. Ihnen gefiel es nicht, lange Zeit auf ihren Burgen zu sitzen, zu jagen oder durchs Land zu reiten und nach ihren Gütern zu sehen. Am liebsten zogen sie mit einem Haufen tapferer Kriegersleute aus zu

Kampf und Streit. Ihre Schwerter waren immer scharf und ihre Panzer und Schilde blank. Oft hatten sie selber Fehde, oft ritten sie einem andern zu Hilfe.

Die grösste Freude herrschte auf den Burgen von Werdenberg und Sargans, wenn die Boten Rudolfs von Habsburg kamen und meldeten, es gehe wieder zu einem Kriegszuge, ihr Herr erwarte Zuzug. Graf Rudolf war nämlich ein Verwandter der Burgherren und ihr bester Freund. Er blieb es auch, als er deutscher Kaiser geworden war. Dass er sehr oft und bald da und bald dort Streit hatte, war ihnen eben recht. Sie hofften nämlich, durch diese Kämpfe reicher und mächtiger zu werden.

So halfen sie Graf Rudolf in einem Kriege gegen den Abt von St. Gallen. Der hiess Wilhelm von Montfort und war also ihr Vetter. Sie schädigten diesen, wo sie nur konnten. Da kam dem Abt dessen Bruder, der Bischof von Chur, zu Hilfe. Der unternahm einen Raub- und Rachezug durch werdenbergisches Gebiet. Auf dem Heimwege ging es ihm schlimm. Bei Balzers, am Weg über die Luziensteig, lauerte ihm der Graf von Werdenberg mit Kriegsknechten auf, nahm ihn gefangen und brachte ihn auf sein festes Schloss. — Anderthalb Jahre war der Bischof schon Gefangener. Wie oft mag er von seinem hohen Turmzimmer aus sehnsüchtig nach den Bündner Bergen geschaut haben! In einer finstern Nacht wollte er sich befreien. Er zerriss seine Bettücher in schmale Streifen und band diese zu einem langen Seile zusammen. Das machte er an einem Fensterpfosten fest und liess sich in die dunklé Tiefe gleiten. Plötzlich riss das Seil, und der Bischof stürzte mit einem lauten Schrei auf den Schlossfels. Wütend bellten die Wachthunde durch die Nacht; die Wächter suchten mit Fackeln und fanden den Bischof zerschmettert. Das geschah im Jahre 1290.

Ein anderes Mal halfen Graf „Hügli der Einäugige“ von Werdenberg und sein Vetter von Sargans dem Sohne

Kaiser Rudolfs, Herzog Albrecht. Die Zürcher wollten diesem nämlich seine treue Stadt Winterthur wegnehmen. Als die Grafen die Kunde erhielten, zogen sie durch das Toggenburg und über die Hulttegg vor die belagerte Stadt. Graf Hügli hatte einen gar schlaun Plan. Er wusste, dass der Bischof von Konstanz mit einem Kriegshaufen den Zürchern zu Hilfe kommen wollte, dass aber Hochwasser und Überschwemmungen seinen Marsch verzögerten. Nun gab der Werdenberger seinem Bannerträger eine nachgeahmte Konstanzerfahne und meldete den Belagerten durch einen Schleichboten seine List. Als er heranzog, meinten die Zürcher, ihre Freunde kämen. Wie erschrakten sie, als diese „Freunde“ plötzlich auf sie einschlugen und aus den Toren die Winterthurer stürmten. Sie flohen. Die Österreicher lachten noch lange über den schlaun Streich.

Die vielen Fehden brachten böse Zeiten für unser Land und Volk; den Grafen jedoch gefielen sie. Aber die Kriegszüge hatten viel Geld gekostet, mehr als die Untertanen jedes Jahr an Steuern und Abgaben auf die Burgen brachten. Da wurde Graf Rudolf ein Raubritter. Mit einem Vetter überfiel er den reichen Bischof von Basel und einige Jahre später einen Kaufmann aus Venedig, der mit kostbaren Tüchern von Italien nach Deutschland reiste. So erwarb der Graf sich Geld, und niemand strafte ihn für diese Räuberei.

Im Jahr 1315 zog Graf Heinrich von Werdenberg nach Zug, wo Herzog Leopold von Österreich gegen „die frechen Bauern“ von Uri, Schwyz und Unterwalden rüstete. Ganz vorn bei den spottenden Herren ritt er dem Ägerisee entlang dem Morgarten zu. Aber der Spott verging auch ihm, als die Baumstämme und Felsblöcke der Eidgenossen niedersausten, und er floh mit dem Herzog nach Winterthur.

Im Jahre 1386 musste Graf Hans von Sargans dem Österreicherherzog wieder gegen die Eidgenossen helfen. Er sandte diesen seinen Absagebrief, kämpfte aber nicht in der Schlacht bei Sempach; er hatte die Aufgabe

erhalten, mit seinen Kriegsleuten im Gasterland Wache zu halten, dass nicht Schwyzer und Glarner dort einfielen. Im Näfeler Krieg aber stand er an vorderster Stelle. Da führte er 1500 Oberländer über den Kerenzerberg gegen Näfels. Als er aber von der Höhe aus sah, wie die Glarner die Scharen des Grafen Donat von Toggenburg gegen Weesen jagten, da floh auch er mit seinem Kriegsheer „gar lasterlich“ in sein Sarganserland zurück. Das mag eine böse Heimkehr auf sein Schloss gewesen sein.

Auf der Höhe der Macht. Die Jahre zwischen dem Morgarten- und dem Sempacherkrieg waren ruhige Zeiten für die Sarganser und Werdenberger Grafen. Sie zogen nicht mehr in Kampf und Fehde, sondern ritten friedlich durchs Land, um nach ihren Besitzungen zu sehen. Gerade in diesen stillen Zeiten aber bekamen sie durch Kauf und Heirat noch mehr Gebiete. So wurden die Sarganser Herren von grossen Tälern im Bündnerlande. Die Werdenberger erwarben sich Wartau, Altstätten und Rheineck. Jetzt waren sie mächtiger und reicher als vorher, die mächtigsten Herren weit herum. Keine Ritter unserer Heimat hatten so prächtige Pferde und so kostbare Rüstungen wie die Werdenberger und Sarganser, keine trugen so feine Kleidungen.

Und sie wären so mächtig geblieben, wenn sie zusammengehalten und den Österreichern weniger getraut hätten. Die hatten nämlich böse Pläne; sie wollten nach und nach das Werdenberger- und das Sarganserland unter ihre Herrschaft bringen. Diese Gebiete lagen eben zwischen ihren Besitzungen in Österreich und denjenigen in den Vorlanden der Eidgenossenschaft: Weesen, Rapperswil, Aargau; sie waren die Brücke von den einen zu den andern und darum für die Österreicher sehr wichtig.

Der letzte Werdenberger. Auf Schloss Werdenberg herrschte Graf Rudolf. Wenige Jahre nach der Schlacht bei Näfels kam böse Kunde zu ihm. Seine nächsten Ver-

wandten, Graf Johann von Sargans und Graf Heinrich von Vaduz, hatten mit dem Abt von Pfäfers und Herzog Leopold IV. von Österreich einen Bund gegen ihn geschlossen. Sie wollten ihn aus seinen Besitzungen vertreiben und sein Gebiet unter sich verteilen. Im Jahre 1395 brach das Kriegsgewitter über Graf Rudolf herein. Herzog Leopold eroberte mit seinem Kriegshaufen Stadt und Burg Rheineck. Die waren nun österreichisch und bald darauf das ganze untere Rheintal. Zu gleicher Zeit zogen Feldkircher über Lienz und Grabs vor das Schloss Werdenberg, und von Buchs her marschierten die Reisigen des Bischofs von Chur. Graf Hans von Sargans nahm die Burg Wartau. Zwar wurden Schloss und Städtchen Werdenberg, wo Graf Rudolf selber die Verteidigung leitete, nicht erobert; aber dieser musste mit dem Österreicher Frieden schliessen und ihm einige Gebiete abtreten. Noch besass der Werdenberger seine Stammburg; doch auch daraus wurde er durch seinen ländergierigen Gegner vertrieben, und schliesslich war er ein Ritter Habenichts. In seiner Not wanderte er über die Berge nach Appenzell. Die Bergleute kämpften gerade gegen den Abt von St. Gallen und die Österreicher; sie versprachen, ihm wieder zu seinem Besitztum zu verhelfen. In einem einfachen Hirtenhemd focht der einst so stolze Graf in der Schlacht am Stoss Schulter an Schulter mit den Bauern. Nach dem Siege aber hielten die Appenzeller ihr Wort nicht. Enttäuscht ging Rudolf fort und stritt bei Bregenz wieder in den Reihen der Adelligen gegen die Bergleute. Aber auf Schloss Werdenberg kam er nie mehr. Wie ein Bettler irrte er von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt. Eine kurze Zeit wohnte er auch in St. Gallen bei einem reichen Bürger, der ihm noch Geld leihen musste. Im Jahre 1420 starb er, arm und verlassen.

Der letzte Sarganser. Die Sarganser hatten den Österreichern geholfen, ihre nächsten Verwandten zu ver-

treiben. Alle die Kämpfe und Fehden hatten sie aber in Schulden gestürzt. Nun gings auch mit ihrer Herrschaft zu Ende. Der letzte Herr auf Schloss Sargans war Graf Jörg. Der wollte wenigstens noch ein lustiges Leben führen. Um Geld zu erhalten, verkaufte er von seinen Gebieten im Bündner- und St. Gallerland ein Stück nach dem andern, und zuletzt trat er die alte Grafschaft um die Summe von 15,000 Gulden — nach heutigem Geldwert etwa 300,000 Fr. — an die Eidgenossen ab. In Rapperswil wurde der Kauf abgemacht, doch ohne Jörg. Der lebte in jener Zeit in Innsbruck mit lustigen, aber schlechten Freunden in Saus und Braus, bis ihn der Kaiser mitsamt seiner lockeren Gesellschaft aus dem Lande wies. Nun musste er heimkehren. Einige Zeit wohnte er auf dem fast zerfallenen Schösschen Othis bei Weesen, dann wieder auf Ortenstein im Bündnerlande. Mit den Eidgenossen war er gut befreundet. Er durfte neben ihren Landvögten im ganzen Lande frei fischen und jagen. Dass er nichts mehr besass, ärgerte ihn wenig. „König der Kessler“ nannten ihn spottend die Leute. Es gab nämlich in jener Zeit viel heimatloses „fahrendes Volk“, das von Dorf zu Dorf auf Arbeit und Bettel zog und unter sich und mit den Bauern oft Streit und Händel hatte. Über diese „Kessler“ hielt Graf Jörg von Zeit zu Zeit unter freiem Himmel Gericht. Das war die einzige Würde, die ihm noch geblieben war. Im Jahre 1504 starb er; es gab auch keine Sarganser Grafen mehr.

